Freie Bahn.

Dritter Band.

Freie Bahn.

Roman

von

Julius Mühlfeld.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von C. F. A. T. Nötschke.
1869.

I.

Ein Hochzeitsfest.

Im Hause des Professors Treuhardt zu Saalburg herrschte an demselben Tage, an welchem in Zietha das verhängnißvolle Königsschießen der Schützengilde stattfand, von früh an ein reges Leben. Aber man sah wol, daß es eine angenehme, freudige Bewegung war, welche heute das sonst so stille Haus und seine Bewohner in Aufregung brachte — denn bis zu dem letzten Dienstboten hinab waren nur heitere Gesichter und festliche Anzüge zu entdecken.

Auch alle Räume des Hauses prangten festlich angethan, und die zwar nicht luxuriöse, aber einfache geschmackvolle Wohnung trug, außer allen Zeichen sorgfältiger Auffrischung, eine freundliche Decoration von Guirlanden und Kränzen aus frischem Grün und Blumen, welche Frühlingsdüfte überall verbreiteten.

Es war heute der Hochzeitstag der einzigen

Tochter des Hauses mit dem neuen Betriebsdirector Rudolf Berner. Die Eröffnung der Fabrik stand in nächster Zeit in Aussicht, und die jungen Leute wollten noch in Ruhe ihre Verbindung begehen, bevor der geschäftliche Strom und Strudel, der mit der Eröffnung eines neuen großen Industrie-Unternehmens unvermeidlich verbunden ist, Berner's ganzes Denken und seine Zeit ausschließlich in Anspruch nehmen würden.

Der langersehnte Tag war denn endlich angebrochen. Unter den angenehmsten, hoffnungsreichen Aussichten begrüßte er das Brautpaar und die Eltern. Berner hatte von vornherein eine angenehme Stellung erhalten, die sein Leben sorgenfrei zu gestalten versprach, und die Tante aus Zietha hatte versprochen, am Hochzeitsmorgen mit der nöthigen Caution zu erscheinen, welche den Schlußstein zu Rudolf's Anstellung bilden sollte. —

Die Trauung des Brautpaares sollte um 11 Uhr in der Stadtkirche stattfinden.

Bereits um 10 Uhr harrte Ida im Wohnzimmer der Frau Professorin im bräutlichen Gewande. Ihre schmalen und zarten Wangen waren ein wenig höher geröthet, als sonst, und sie preßte zuweilen die zarte Hand auf den Busen, um der beklemmenden Bewegung Herr zu werden, die sie, halb Aengstlichkeit, halb unbeschreibliche Wonne, am Morgen

dieses wichtigsten Tages im Leben des Weibes durchschauerte.

Ida war eine beinah schmächtige Blondine, und man gewann bei flüchtiger Beobachtung wol den Eindruck von ihr, daß auch sie eines jener unbedeuteten Wesen im Rahmen unserer modernen Gesellschaft sei, die den Blütenstaub ihrer Jugendfrische auf Bällen und bei andern rauschenden Vergnügungen verloren haben, und die nun ermattet, zuweilen hysterisch, gewiß aber unbefriedigt und gelangweilt durch das Dasein schleichen, ohne ihm Freude abzugewinnen, ohne ein höheres Interesse in ihm finden zu können.

Doch eben nur beim ersten Anblicke konnte man das bei Ida's sehr zarter Constitution und ihrem etwas kränkelnden Aussehen glauben; schlug sie dann aber die klaren Himmelsaugen auf, welche tiefblau unter langen Seidenschleiern ruhten, und ließen die feinen Lippen im verschönenden Lächeln die eigene Purpurfrische und die blendenden Perlenreihen hinter ihnen erkennen, so wurde Ida zu einer zarten, duftigen Erscheinung voll unaussprechlicher Lieblichkeit verklärt.

Heute hätte man die schöne Braut mit einer Fee vergleichen können, deren Dasein aus Himmelsduft gewoben ist. Ueber ein weißes Seidengewand, das fest und schön die zarte Gestalt umschloß, rauschte in weiten Falten ein anderes aus zartestem, durchsich-

tigen Stoffe nieder, und umgab, sich mit den reichen Blondenschleiern vermählend, welche aus den blonden Haaren niederwallten, die ganze Gestalt mit einer lichten Duftwolke. Kein fremdes Abzeichen, kein noch so geringer Schmuckgegenstand war bei diesem rein jungfräulichen Brautanzuge verwendet worden — nur der einfache goldene Reif, welcher das heilige Bindezeichen für die treu liebenden Herzen bildet, blitzte verheißungsvoll am schlanken Finger der weißen Hand, die noch nicht vom Handschuh verdeckt war.

Die Professorin Treuhardt war liebevoll um ihr schönes Kind beschäftigt. Sie war eine kleine, ziemlich corpulente Dame, welche im Gesicht die Familienähnlichkeit mit ihren beiden Schwestern in Zietha nicht verleugnete und doch auch in demselben von beiden sich nicht unwesentlich unterschied. Statt des stolzen, herrischen Zuges der Frau Wernicke besaß auch sie den freundlich gutmüthigen Zug des Fräuleins Sophie, aber von dieser unterschied sie wieder die herzliche Lebenslust und offenbare Freude an der Welt, wie sie nun einmal war, ohne jede Hinneigung zur melancholischen Frömmigkeitssucht. Sie lebte eben glücklich und fühlte sich in den prächtigen Familienverhältnissen, die sie umgaben, wol und befriedigt. Das bewahrte sie vor ungesunden Abschweifungen des Temperamentes und Gemüthes.

Die Professorin hatte mit offenbarer Lust den reizenden Anzug der Tochter vollendet und betrachtete

sie nun prüfend nach allen Seiten, bis sie sich überzeugt hatte, daß alles gut sei.

Die Uhr zeigte bereits mehr als 10 Uhr. Ida hatte während der letzten Bemühungen der sorglichen Mutter schon mehrmals unruhig auf das Zifferblatt mit dem schnell sich fortbewegenden Zeiger hinübergeblickt — ihre Unruhe und aufregende Beklemmung stieg mit jeder schwindenden Minute. Nun die lange besprochene und ersehnte Stunde so nahe gerückt war, erpackte namenlose Aengstigung das arme Kind: es schien ihr, daß nun alles doch zu schnell und unvorbereitet hereinbreche. Sie wollte sich sammeln und vermochte es nicht, weil der ewig vorrückende Zeiger an der Uhr sie nicht dazu gelangen ließ — sie hätte aufspringen und ihn festhalten mögen, daß er nicht so drohend vorwärts, immer weiter rücke — doch was hätte es geholfen? die Zeit rückte doch weiter und die Stunde schlug unerbittlich mit der abgelaufnen Minute. —

Welches fühlende Menschenherz hätte nicht einmal im Leben vor einem wichtigen Ereignisse dieselbe qualvolle Unruhe, diese fast erdrückende und erstickende Beängstigung empfunden! —

Doch Ida lauschte jetzt auch ungeduldig auf das Rollen jedes Wagens.

Daß wirklich zu der bevorstehenden Feier noch nicht alles und alle bereit waren, beunruhigte sie noch mehr; war nicht eine Störung, ein unheilkün=

dender Zwischenfall noch immer möglich? — die Seele des Menschen ist ja gerade an solchen bedeutungsreichen Tagen besonders und leichter als sonst geneigt, bei dem geringsten Zwischenfalle an ein Unglück zu glauben, und auch Ida fragte so jetzt angstbeklommen die Mutter: „Wo mögen sie nur so lange bleiben? Der Zug muß ja doch längst angekommen sein?“

„Es muß doch noch nicht der Fall sein, mein Kind, denn sonst wären doch der Vater und Rudolf wenigstens schon wieder hier. Der Zug wird sich verspätet haben,“ beruhigte die Mutter das ängstliche Kind.

Der Professor und Berner waren nach dem Bahnhofe gefahren, um die Tante abzuholen, welche wie sie es schriftlich angekündigt hatte, mit dem um zehn Uhr in Saalburg anlangenden Eisenbahnzuge eintreffen wollte.

Die Uhr war bereits ein tüchtiges Stück über zehn vorgerückt und der Bahnzug mußte nach Ida's Berechnung längst angekommen sein. Sie ängstigte sich nun vor einem störendeu Zwischenfalle am Hochzeitstage. Der Morgen desselben war in so ungetrübter Bläue lichter Hoffnungsfreude emporgestiegen, von keinem Wölkchen betrübt — sollte nun doch noch in der letzten Stunde ein böses Omen ihren Festfrieden stören? —

Als die Uhr dreiviertel nach 10 Uhr schlug, vermochte Ida ihre Beängstigung nicht mehr zu be-

meistern. Thränen traten in ihre Augen, das liebliche Gesichtchen hüllt sich in trübe Schatten, und es wollte dem Zureden der Mutter nicht mehr gelingen die bangende Braut zu beruhigen.

Da endlich rollte zum Glück wiederum ein Wagen durch die Straße, der vor dem Hause des Professors anhielt.

Ida war an das Fenster geeilt, um die Ankommenden zu beobachten — da sah sie Vater und Bräutigam allein aussteigen — sah die sehnsüchtig erwartete Tante nicht in ihrer Begleitung.

„Die Tante!“ rief sie erbleichend und trat erschrocken in das Zimmer zurück; „wo ist die Tante?“ rief sie dem Eintretenden entgegen.

„Tante Sophie ist nicht mitgekommen, liebes Kind,“ sagte der Professor, ein hoher stattlicher Mann mit geistvollem Gesichte, „wir haben in jedes einzelne Coupé geblickt, jede Person genau in Augenschein genommen, doch die Tante war nicht zu finden.“

Ida brach in Thränen aus und lehnte das Köpfchen an die Brust des geliebten Mannes, der zärtlich, mit sanftem Druck die schöne Braut umschlang und sie zu beruhigen versuchte.

„Beruhige Dich, Geliebte,“ bat er, „und ängstige Dich deswegen nicht. Das Ausbleiben der Tante wird von einem Zufall abhängen, wie man ihm oft begegnet. Die Tante ist alt, des Reisens nicht gewöhnt. Wie leicht ist es möglich, daß sie den Mor=

genzug in so früher Stunde versäumt hat und mit dem nächsten Bahnzug eintrifft. Oder auch, sie fühlte sich zu einer Reise nicht wol disponirt, und dann wird sicher mit dem eben angelangten Zuge auch ein Briefchen von ihr eingetroffen sein." —

Aber Ida schüttelte nur ungläubig, trostlos den Kopf; sie fürchtete in dem Nichterscheinen der Tante die schnelle Bestätigung ihrer vorherigen Beklemmung, wie vor einem großen Unglück, zu erblicken.

„Sei vernünftig, Ida," bat auch ihr Vater mit ernstem Tone. „Du sollst ja von heute an kein Kind mehr sein, sondern eine Frau werden, die des Lebens Freude und Leid mit dem Manne vereinigt durchmachen und durchkämpfen soll. Du mußt Dir also auch für alle Lagen und Stunden des Lebens die Kraft innerer Fassung erringen. Wer kann es wissen, was die Tante vom rechtzeitigen Herkommen abgehalten hat? Ich sehe hierin nichts Besorgnißvolles. Alte Leute besitzen nicht mehr die bewegliche Frische der Jugend, haben auch ihre Sonderbarkeiten. Gib nur Achtung, bevor es Abend wird, werden wir von der Tante Nachricht haben."

Des Vaters ernste und vernünftige Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; Ida trocknete ihre Thränen und die Professorin eilte herbei, um den etwas gedrückten Brautanzug wieder zu ordnen und frisch aufzubauschen.

Eben fuhr unten auch bereits der Wagen vor,

welcher das Brautpaar zur Trauung führen sollte — die Uhr ließ 11 glockenreine Schläge durch das Gemach zittern.

Die Stunde war gekommen — Ida erbebte bei den Glockenschlägen derselben im süßen Schauer — ward sie doch voll innigster Liebe des liebenden Mannes Weib, der ihr jetzt mit glücklichem, zärtlichem Blicke gegenüberstand und sie bat, ihn zum Altare und durch das ganze Leben zu folgen.

Alle bösen Zeichen und Gedanken entschwanden beim Anblicke des theuren Mannes aus Ida's Seele: glückselig strahlte ihr Lächeln zu ihm hinüber, grüßte ihr Auge das seinige voll unendlicher Zärtlichkeit. —

„Nun noch den Myrtenkranz!" sagte die Professorin und rückte ein niedriges Fauteuil herbei.

Ida knieete auf dasselbe nieder. Die Professorin befestigte mit zitternder Hand das blühende Geflecht, auf des einzigen Kindes Haupte, und mit einem letzten Kusse und Segensworte aus tiefstem Herzen entließen die Eltern ihre Tochter, welche nun das heimatliche Haus, in dem sie geboren und groß geworden war, verlassen wollte, um dem Manne ihrer Liebe sich zu eigen zu geben.

Ida zog den Schleier zusammen und reichte dem harrenden Verlobten den Arm. Von den Eltern begleitet, fuhr das glückliche Brautpaar einen Augenblick später nach dem Gotteshause, wo der Teppich mit Guirlanden umschlungen, die steinernen Stufen

überkleidete und der Pfarrer, in Amtstracht und mit dem Buche in der Hand, ihrer harrte, um sie vor dem Altare zum heiligen Bunde einzusegnen. —

Doch wo weilte unterdessen die Tante, welche wir am Abend vorher, nach Diaconus Lehfelds Mittheilungen, ganz umgewandelt, im Zorn und voll böser, heftiger Entschlüsse gegen die beabsichtigte Heirath verließen? —

Wo weilte sie, die doch als haltgebietendes Schicksal hatte in die Verbindung ihrer Nichte mit einem verhaßten Demokraten eingreifen wollen, indem sie ihre zugesagte Unterstützung zurückzog und überhaupt die dereinstige Erbberechtigung ihrer Nichte von der Auflösung dieser Verbindung abhängig machte? —

Wo weilte Fräulein Sophie Köhler, daß sie in Saalburg nicht eingetroffen war, als die Hochzeitskutsche mit dem ahnungslosen Brautpaare durch die Straßen und der Stadtkirche zurollte, in der sie wenige Minuten später nebeneinander vor dem Altare standen? —

Blicken wir uns nach der alten Dame um. Wir finden dieselbe gegen 9 Uhr morgens in Heimburg, dem Knotenpunkte der Eisenbahn, auf welchem die von Ziltha kommende Nebenlinie sich mit der nach Saalburg und weiter führenden Hauptbahnlinie vereinigt. In Heimburg hatten die mit dem Frühzuge aus Ziltha eintreffenden Passagiere, der verschiedenen weitern Anschlüsse wegen, einen längern Aufenthalt.

In demselben Augenblicke, als die Signalglocke zum dritten male läutete, und die Locomotive ihr gellendes Pfeifen ertönen ließ, stürzte eine alte Dame mit dem Aufwande aller Lungenkraft aus dem Wartegebäude zu Heimburg und dem Perron zu.

Doch wurde daselbst soeben bereits die Barrière geschlossen, noch einmal ein gellender Pfiff, und da erschien auch das stöhnende Dampfroß bereits vor dem Bahngebäude.

Langsam und dann schneller, immer schneller, zog der lange Wagenzug vor den Blicken der verblüfften alten Dame vorüber, die den Vorfall, daß sie den Zug nach stundenlangem Harren auf denselben doch versäumt habe, erst allmählich zu begreifen schien.

Fräulein Sophie Köhler, sie war die Zurückgebliebene, starrte dem enteilenden Dampfungeheuer nach, welches bald vor ihren Augen verschwand. Dann endlich erwachte sie aus ihrer Unbeweglichkeit, steckte das Buch, welches sie in der Hand trug, in die Tasche und zog es vor, ohne ein Wort zu verlieren, vor dem Gelächter des schadenfrohen Publikums sich wieder in das Passagierzimmer zurückzuziehen.

Das aber empfand die alte Dame mit Sicherheit, sie hatte ein Paar Stunden in Heimburg gewartet, um schließlich den Zug zu versäumen. Ein Blick auf dem ausgehängten Fahrplan theilte ihr mit, daß der nächste Zug bereits eine Stunde später ab-

fuhr, so lange mußte sie also, wol oder übel, sich noch zum Warten bequemen.

Sie hatte sich in Zietha rechtzeitig zur Reise erhoben und trotz der frühen Morgenstunde den Frühzug glücklich erreicht. Auf der Station Heimburg ausgestiegen, um den Zug nach Saalburg zu erwarten, hatte sie sich in das Passagierzimmer begeben und bei einer Tasse Kaffee, des alten Fräuleins Lieblingstranke, das Legendenbüchlein hervorgezogen, welches ihr der Diaconus Lehfeld bei seinem letzten Besuche zur Erbauung mitgebracht hatte. Unter der Lectüre der schönen und erbaulichen Erzählungen von den Drangsalen und heldenmüthigen Aufopferungen der heiligen Männer und Frauen waren ihr die Stunden gleich Minuten verflogen. Sie hatte keinen Blick, keine Beachtung für das sie umgebende Geräusch und Lärmen, bis sie beim dritten Läuten, nachdem sie die allgemeine Aufforderung zum Einsteigen überhört hatte, leider freilich zu spät, durch einen Beamten auf die Abfahrt des Zuges aufmerksam gemacht wurde. —

Nun war sie zurückgeblieben und in Saalburg fand vielleicht in der nächsten Stunde die Trauung ihrer Nichte statt: wurde dieselbe die Beute eines berüchtigten Demokraten! Die alte Dame gerieth bei diesem Gedanken außer sich und wußte doch keinen Ausweg, kein Mittel mehr, das Schreckliche zu verhindern. Mit angstvoller Hast zählte sie die Minu-

ten. Ja, sie konnte, wenn der nächste Zug pünktlich fuhr, wenige Minuten nach elf Uhr in Saalburg eintreffen und das Haus ihrer Schwester vielleicht noch rechtzeitig erreichen. Es war ihr ein Trost, daß es bei derartigen Festlichkeiten nicht auf die Minute pünktlich herzugehen pflegt, sondern gewöhnlich, wenn der Wagen schon vor der Thüre wartet, noch hundert Kleinigkeiten zu besorgen bleiben. So hoffte sie, würde es ihr gelingen, noch rechtzeitig, vor der Trauung einzutreffen, um dieselbe verhindern zu können. —

Das alte vorurtheilsvolle Fräulein war, trotz ihrer angebornen Gutmüthigkeit und anerzognen Frömmigkeit, harten Herzens fest entschlossen, diese Verhinderung auszuüben und ihre Hand abzuziehen von dem Demokraten. Niemals sollte er ihren Segen mit ihrer Nichte, niemals ihr Geld erhalten, und sie trug die drei Tausend Thaler, welche sie ihm zur Caution versprochen hatte, in guten Papieren nur deshalb bei sich, weil sie dieselben nicht hatte in der verlassenen Wohnung zurücklassen wollen, in welcher während ihrer Abwesenheit ein Unglück passiren konnte. Sie war aber fest entschlossen, das Geld nicht herauszugeben, sondern ihr Wort zurückzunehmen.

Die Hoffnung doch noch rechtzeitig einzutreffen, um die Trauung verhindern zu können, beruhigte sie etwas. Zu lesen vermochte sie allerdings nicht wieder, sondern ließ das Legendenbüchlein unbeachtet in der

Tasche ihres Kleides stecken. Um so eifriger beobachtete sie das, was auf der Bahn vorging und erwartete mit Ungeduld das Anfahren des nächsten Zuges.

Als eine der Ersten placirte sie sich in demselben und athmete erst wieder erleichtert auf, als die Locomotive sich stöhnend in Bewegung setzte — und wenige Minuten später der Zug mit Windesschnelle auf seiner glatten Bahn entlang, zwischen den Feldern hindurch, an Dörfern und Städten vorüberflog.

Fräulein Köhler zählte an ihrer Taschenuhr die schwindenden Minuten. Es ging der sonst so Bedächtigen heute alles zu langsam, und der Zug, ein aus Personen- nnd Güterwaggons gemischter, kam wirklich auch nicht so schnell zum Ziele, als bestimmt war, weil er an einigen Zwischenstationen durch bedeutende Güterfrequenz längern Aufenthalt erfuhr.

Fräulein Köhler blickte immer ungeduldiger auf ihre Uhr, deren Zeiger sich, unbekümmert um ihre Sorge, gleichmäßig schnell weiterbewegte. Sie zog endlich doch ihr Legendenbüchlein wieder hervor und versuchte im Lesen die Ungeduld, die jedoch vergebliche, zu beschwichtigen.

Es befand sich in ihrem Coupé zweiter Classe nur noch ein Reisegefährte, ein schon ältlicher Herr von elegantem Aeußern und recht biederm Gesichtsausdruck. Dieser versuchte eine Unterhaltung mit Fräulein Köhler anzuknüpfen, indem er sie fragte, ob Saalburg etwa auch ihr Reiseziel sei.

Fräulein Köhler ließ ihr Buch sinken und erzählte dem Frager, daß Saalburg allerdings das Ziel ihrer Reise sei, daß sie aber bereits mit dem vorigen Zuge habe fahren wollen und denselben leider versäumt habe, und daß sie nun fürchten müsse, durch diesen Zwischenfall etwas Wichtiges, sehr Wichtiges versäumt zu haben.

„Konnte denn das, was da geschehen soll, nicht um eine Stunde aufgeschoben werden, da Sie ja dann eingetroffen sein werden?" fragte der ältliche Herr voll Theilnahme.

„Ei, das hätte wol geschehen können, aber meine Verwandten konnten ja doch den Grund meines Ausbleibens nicht wissen — denken wahrscheinlich, ich komme gar nicht, sondern sende einen Brief."

„Aber weshalb ließen Sie denn nicht das Nöthige sofort nach Saalburg telegraphiren? Dann war Ihnen sogleich geholfen, und ein Telegramm bis zu zwanzig Worten kostet nur wenige Groschen!" fragte der Fremde verwundert.

Fräulein Köhler aber saß ihm nicht minder verwundert gegenüber und starrte ihn mit großen Augen, wie eine neue Entdeckung an.

Telegraphiren! Fräulein Köhler hatte schon oftmals von dieser neuen Erfindung sprechen hören, die mit Windesschnelle die menschlichen Gedanken von einem Weltende zum andern zu tragen vermag, doch noch niemals sich um dieselbe gekümmert. So hatte sie

auch heute nicht an das Telegraphiren gedacht, das, wie der Dampfwagen, trotzdem beide Kinder des höllischen Fortschritts waren, doch zu zeiten recht nützlich sich erweisen konnte, und sie schlug sich jetzt, ärgerlich an die Stirn. Sie hatte selbst noch niemals etwas telegraphiren lassen und noch niemals war ihr eine telegraphische Depesche zugegangen; sie besaß überhaupt von der ganzen großartigen Erfindung des Menschengeistes noch gar keinen Begriff — wie hätte sie da heute in ihrer Verwirrung an dieselbe denken sollen! —

Ihr Reisenachbar sah den Aerger der alten Dame über ihre Vergeßlichkeit und bemerkte lächelnd: „Ja, ja, mit dem Telegraphiren ist es doch eine schöne Sache! Das ist ein Fortschritt, dessen Früchte sie uns niemals wieder werden nehmen können. Mögen sie immerhin denken, daß sie das Jahr 1848 und seine Bewegung vernichtet haben, — es ist ihnen nur gelungen, den Leib zu tödten, aber der Geist lebt und strebt rüstig weiter, und seine Losung heißt: Vorwärts!“

Fräulein Köhler antwortete nicht. Sie hatte während des Fremden eifriger Rede den Blick unwillig wieder in ihr Legendenbuch versenkt, und rief im Herzen ein donnerndes Amathem über alle Demokraten. Konnte sie denn auch nicht einen Schritt mehr gehen, ohne einem solchen zu begegnen? —

Der gute Mann wußte nicht, was es zu bedeuten

oder wodurch die alte Dame beleidigt haben möge, aber er erhielt auf keine seiner Fragen und Bemerkungen ferner noch eine Antwort oder nur einen Blick.

Er lehnte sich endlich in seine Ecke zurück und zündete sich eine Cigarre an.

Fräulein Köhler achtete nicht darauf. Sie las unerschütterlich in ihren Legenden weiter, bis das Pfeifen der Locomotive die Ankunft in Saalburg ankündigte. Sie sah nach der Uhr — Der Zug hatte sich bedeutend verspätet, denn es war 10 Minuten nach halb zwölf geworden. —

Ohne an ihren demokratischen Reisegefährten auch nur noch einen Gruß des Anstandes zu verschwenden, verließ Fräulein Köhler in größter Eile das Coupé und den Bahnhof, sank halb ohnmächtig in eine Droschke und trieb den Kutscher zur größten Eile an.

Ihr erregtes, angstvolles Aussehen schien selbst auf den Droschkengaul einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn derselbe setzte sich in eine für seine Race höchst ungewöhnliche Bewegung. Er stürmte wie eine Windsbraut durch die etwas engen und unebenen Straßen der Universitätsstadt Saalburg, daß unserm Fräulein dabei fast für die eigene Sicherheit bange wurde.

Ob es ihr bei alledem gelingen würde den Brautzug noch zu erreichen? Die Uhr war doch zu weit vorgeschritten, als daß sie das noch hätte hoffen

dürfen, und doch konnte sie auch das Gegentheil nicht ausdenken, in furchtbarer Herzensbeklemmung vermochte sie kaum zu athmen.

„Nur das nicht!“ flüsterten ihre Lippen, „sie heirathe wem sie wolle und sie soll gesegnet sein — nur keinen Revolutionär!“—

Die Droschke hielt in demselben Augenblicke vor Professor Treuhardt's Hause still, als zwei elegante Equipagen von der entgegengesetzten Seite hervorrollten und vor demselben Hause vorfuhren.

Die Diener rissen die Wagenthüren auf. Ein Herr, eine in lichte Duftwolken gehüllte Dame und zwei andere junge Damen schlüpften aus dem einen, ein älteres Paar und zwei jüngere Herrn aus dem andern Wagen: das neuvermählte Paar mit den Eltern und Trauzeugen kehrte soeben von der Trauung zurück.

Einen Blick nur warf die junge Braut auf die angefahrene Droschke, aus welcher unter des Kutschers Beistand eine alte Dame stieg, dann riß sie sich von des jungen Gatten Arm los und mit dem Jubelruf: „die Tante!“ eilte sie, die heiß Ersehnte zu umarmen.

„O, liebe, gute Tante, da bist Du ja, wie habe ich mich geängstiget, daß Du nicht kamest! — So spät, o wie bös, daß Du so spät kommst, Tante!“ —

Fräulein Köhler vergaß in diesem Augenblicke ihren Zorn, ihre Sorge und den Grund derselben —

sie sah nur das liebe, schöne Kind, das sich liebevoll in ihre Arme schmiegte, und sie küßte den Liebling mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Froh überrascht drängte sich die ganze Familie begrüßend um die Tante, und wenn dieselbe in ihren Vorurtheilen nicht gar so sehr befangen gewesen wäre, so hätten diese frohen, glücklichen Gesichter, aus denen allen die reinste Herzensgüte strahlte, jeden bösen Vorsatz durch ihr Erscheinen Trauer und Schrecken zu säen, tödten müssen.

In diesem Augenblicke, wo sie nur Ida's Zärtlichkeit und alle die herzlichen Begrüßungen und freudigen Gesichter sah, gedachte sie derselben freilich gar nicht, doch schon richtete Ida sich aus ihren Armen empor, ergriff des Gatten Hand und zog ihn näher.

„Das ist mein Rudolf, liebe Tante,“ sagte sie hold erröthend, „segnen auch Sie uns, Tante, wie die Eltern es gethan haben!“

Da gedachte Fräulein Köhler der herrschenden Thatsachen und ihrer Vorsätze wieder und ihr Blick verfinsterte sich. Ja, das war er, derselbe, welcher mit kluger Heuchlermiene in Zietha ihren Beifall gewonnen hatte, das war der Revolutionär, den sie verabscheuen mußte! — Und doch, als ihr strenges Auge dem seinigen begegnete, als sie nun wieder hineinschauen mußte in das offene, gute Gesicht des jungen Mannes, dessen Blick dem ihrigen mit inni-

gem Ausdruck suchte: wie wurde ihr da so sonderbar mit ihren schlimmen Vorsätzen! — Das war nicht das Angesicht eines Verworfenen, dieser schöne, junge Mann mit dem freien und edlen Gesichte glich in keinem Zuge jenem rohen Haufen, welchen sie einst, als misleitete Revolutionäre und tolle Propheten des Communismus, hatte lärmend und trunkerregt durch die Straßen von Ziethа ziehen sehen und bei deren Nahen sie angstvoll ihr Vermögen an sicheren Orten verborgen hatte. Hier fand sie ein Gesicht, das nicht Furcht und Schrecken, sondern Vertrauen und Liebe im Herzen wachrief, und dessen Ausdrucke sie sich heute ebenso wenig als bei seinem Besuche in Zietha zu entziehen vermochte.

Doch wofür hätte denn das fromme Vorurtheil seine besten Erklärungen und Waffen erfunden, wenn es nicht derartiges Blendwerk mit ihnen zu vernichten vermöchte! —

„Täuschung der Hölle!“ flüsterte das alte Fräulein, sich gleichsam selbst ermuthigend; sie stärkte ihre schon halbentschwundenen Vorsätze mit solchem Kraftsprüchlein aufs neue und bat Gott, daß er ihr Kraft und Festigkeit im Kampfe gegen die bösen Geister verleihen möge. —

Hoch richtete sie sich empor und vor dem Brautpaar zurücktretend, rief sie rauh und heftig:

„Nein, diese Verbindung erhält meinen Segen und meine Unterstützung niemals! Ihr hattet nur

mitzutheilen vergessen, daß dieser Herr Berner ein verrufener Demokrat ist — die Verbindung darf nicht stattfinden!" —

Die Anwesenden standen erstarrt. Ida brach unter dem Eindruck der harten Worte in Thränen aus und in Berner's Zügen zuckte es blitzgleich auf; doch bezwang er sich kräftig und erwiderte keine Silbe. Nur um Ida beschäftigte er sich, die ganz kraftlos in seine Arme sank.

„Sophie, welche Grausamkeit! Das arme Kind! Wärest Du lieber nicht gekommen, wenn Du uns nur kränken und meinem schon erschütterten Kinde das Herz brechen wolltest!" rief die Professorin ihrer Schwester zürnend zu.

Auch der schwer aus dem Gleichmuth zu bringende Professor sagte, nur mit Gewalt einen offnen Ausbruch der Entrüstung niederkämpfend:

„Schwägerin, wir kommen soeben aus dem Gotteshause, vom Traualtare — ich dächte, Sie zuerst müßten Gefühle zu schonen wissen, die man aus der Kirche mitbringt! doch ich bitte, daß wir jetzt wenigstens in das Haus treten und uns dort weiter besprechen." —

Als Fräulein Köhler sah, daß sie zu spät gekommen war, um die Verbindung zu verhindern, und als sie die allgemeine gegen sich und ihre Absichten aufsteigende Entrüstung gewahrte, wollte sie sofort wieder umkehren. Sie war nur mit Mühe zu be=

wegen, die Schwelle des Hauses zu überschreiten, um drinnen, wie der Professor sagte, sich mit den Ihrigen in vernünftiger Auseinandersetzung zu ergehen und zu einigen.

So gelangten sie in das Zimmer, und wieder kostete es einen Kampf, um die Tante zum Ablegen ihres Reisecostüms zu bewegen.

Mit ernster Gewalt stählte sie sich dabei selbst, um stark und fest zu bleiben in ihrem gestrengen Vorsatze und durch keine Nachgiebigkeit des weichen Herzens sich zu Zugeständnissen verleiten zu lassen, die sie nachher bereuen würde.

„Ich bin nicht zur Hochzeit gekommen," begann sie wiederum rauh, „sondern um dieselbe zu verhindern. Meine Nichte darf keines Demokraten Frau werden."

„Dazu kommst Du um eine Stunde zu spät, Sophie," sagte ihre Schwester so ruhig als es ihr möglich war, „Herr Berner ist Ida's Gatte, und ich bitte Dich dringend, jetzt mit Deiner Grille zu schweigen und uns den Tag nicht auf so schändliche Weise zu stören."

„Nein, ich will nicht schweigen!" rief das Fräulein erregt. „Die Verbindung muß rückgängig gemacht werden, denn ich bin betrogen worden und nehme mein Wort zurück, welches einem ehrlichen Manne, aber keinem Demokraten galt. Weder meine

Nichte, noch mein Geld sollen einem Demokraten in die Hände fallen!"

Der Professor wollte antworten — auffahren, doch hielt ihn Berner zurück.

„Ich bitte, Vater, erregen Sie Sich nicht, hier darf und kann nur ich — nur Ida's Gatte kann hierauf antworten. Ich bitte Sie, lassen Sie mich Ida's Tante die einzige Antwort geben, welche ein Ehrenmann hier geben kann. — Mein Fräulein, Sie haben Worte gesprochen und Beschuldigungen auf mich geschleudert, die nur der alten Dame und Ida's Tante verziehen werden können. Ja, Fräulein, ich bin Demokrat, wie Ihr Schwager und mein Schwiegervater. Er hat es Ihnen schon bewiesen, daß ein Demokrat, ein ehrlicher Mann und ein Mann von Ehre sein kann, und ich hoffe es Ihnen noch zu beweisen. Doch, Fräulein, hier ist auch die Grenze Ihrer Macht und Ihres Rechtes! Sie können uns Ihren Schutz und die versprochene Unterstützung entziehen, die ich nur verlangte, um Ihrer Nichte von vornherein eine angenehmere Stellung bieten zu können, Sie können aber nicht mehr in meine Rechte eingreifen. Thun Sie, was Sie für gut befinden: eine Hülfe von Ihnen kann nach dieser Scene für mich keinen Werth mehr haben und ihr Verlust wird und muß ertragen werden. Aber den Schatz, welcher sich hier heute mir selbst zu eigen gegeben hat, den können Sie, den kann mir niemand wieder entreißen

Ida ist mein Weib und theilt jetzt mein Geschick, das Geschick ihres Mannes, der nöthigenfalls bereit ist, ihr durch Handarbeit das Leben so viel als möglich zu verschönen. Uns hat die Liebe verbunden, und wo diese in echter Majestät herrscht, da waltet auch bei einfachen Verhältnissen Zufriedenheit. Ihre Waffe ist stumpf, Fräulein, sie trifft uns nicht. Wir begehren Ihr Geld nicht; und nun sei diese Störung vergessen! Versuchen Sie es mit uns heiter zu sein und fürchten Sie für Sich keinen Verlust, wie ich die Zukunft nicht fürchte — sie falle aus, wie sie wolle!"

Fräulein Köhler's Waffen waren jetzt allerdings erschöpft. Sie hatte gehofft, allein in ihrem Gelde die Macht zum Binden und zum Lösen zu besitzen und mußte sich jetzt beschämt selbst gestehen, daß diese Macht blos ein Mittel wurde, um ihre Ohnmacht edlen und sittlichen Charakteren gegenüber bloßzulegen. Dieses Bewußtsein steigerte nur ihren Groll. Sie stand auf. Mit einem Blicke der Verachtung wollte sie sich wieder entfernen und zum Bahnhofe zurückkehren; allein jetzt drängte man sich so herzlich und liebevoll um sie, bat sie so dringend zu bleiben und dem einfachen Hochzeitsmahle als liebes, heißersehntes Mitglied der Familie beizuwohnen, daß sie um so mehr wankend wurde, weil sie das Bedürfniß nach Ruhe und Stärkung wirklich empfand.

Als sie noch in unüberwundenem Grolle zwischen Gehen oder Bleiben schwankte, gab die Professorin

in ihrer gemüthlichen Weise den Ausschlag, indem sie ihre Schwester beim Arme nahm und sagte:

„Mache keine Umstände mehr, Schwester, sondern komm, bleibe bei uns. Du hast Berner's Erklärung gehört und hast Deinen freien Willen. Kein Mensch wird Dir über die Sache noch ein Wort erwähnen. Doch nun laß uns die Geschäftssachen, die abgemacht und erledigt sind, nicht in die Gemüthlichkeit der Familie bringen. Du bist bei uns und gehörst zu uns, nun versuche es auch, mit uns heiter zu sein!"

Das entschied. Fräulein Sophie blieb und folgte den einladenden Verwandten zu dem harrenden Hochzeitsmahle. Erschien es ihr auch anfänglich etwas seltsam und fühlte sich auch ein wenig unbehaglich, nun an der Feier desselben Festes theilnehmen zu sollen, als dessen vernichtende Feindin sie bei ihrer Ankunft aufgetreten war, so verlor sich das doch allmählich unter dem Eindruck der allgemeinen ungetrübten Heiterkeit, und vor der Herzlichkeit, welche man ihr in ungeschminkter, aber gewinnender Weise entgegenbrachte.

Der Kreis der Hochzeitsgäste blieb klein, die Feier nur auf ein Familienfest beschränkt. Aber um so heiterer, natürlich froher wurde dieselbe. Alle diese Menschen kannten und liebten sich untereinander; es war nicht von gesellschaftlichen Formen und Convenienzen die Rede, sondern es herrschte eine all-

gemeine, freudige Hingabe aneinander, welche die schönste Quelle der Lust bildet.

Alle Differenzen waren vergessen, und Fräulein Köhler selbst gedachte ihrer nicht mehr und nicht des unerfreulichen Präludiums ihrer Ankunft. Sie blickte mit frohleuchtendem Auge auf Ida's Glück, dessen unaussprechliche Fülle und Tiefe sich mit jedem Augenblicke in ihrem ganzen Wesen kundgab. Ihre Augen hingen mit leuchtendem Entzücken an des geliebten Mannes Blicken, und dieser wieder bezeigte ihr gegenüber eine so zarte Aufmerksamkeit, so rücksichtsvolle Zärtlichkeit, daß, wie jeder der Anwesenden, auch die Tante auf das wolthuendste davon berührt wurde. Sie war nur nicht Weltdame genug, um diesen Eindruck zu verbergen: derselbe blieb vielmehr unschwer aus ihrem faltenreichen Gesichte zu lesen, in welchem jetzt die guten Geister wieder unbeschränkte Gewalt zu üben schienen.

Die Professorin bemerkte die eintretende Umwandlung der Gesinnung ihrer Schwester mit heimlichem Triumphe. Sie glaubte dieselbe genug zu kennen, um gewiß zu sein, daß im allmählichen Vollzuge derselben die im Grunde vorherrschende Gutmüthigkeit ihres Characters wieder zum vollen Rechte gelangen würde.

„Gib Achtung, Mann,“ sagte sie heimlich zu ihrem Gatten, „Sophie bietet Berner noch selbst die Caution wieder an und wünscht ihm und Ida allen

Segen des Himmels, trotz der demokratischen Gesinnung. Ich dachte mir es gleich, daß sie nur aufgehetzt worden sei und werde es auch noch erfahren durch wem. Es wäre nicht unmöglich, daß die Wernicke die Hand dabei im Spiele hätte, denn daß dieselbe Berner nicht leiden mag, hat sie offen genug gezeigt. Auch daß sie sich vor Intriguen nicht fürchtet, wenn es gilt, ihren Willeu durchzusetzen, das weiß ich aus frühern Zeiten."

Der Professor nickte schweigend und lächelnd. Nach einer kleinen Weile stand er auf und brachte mit einigen geschickten Worten das Wol des lieben Gastes aus der Ferne, der Tante Sophie aus, die still lächelnd zuhörte und in dem herzlichen Treiben den schnellen Lauf der Zeit und den hereinbrechenden Abend nicht bemerkte. —

Die Gläser klangen glockenrein ineinander, und jeder beeilte sich, mit der nach allen Seiten hier dankenden Tante besonders anzustoßen. —

So erschien alles im besten, versöhnendsten Gange und die Professorin betrachtete die Schwester schon als eine, trotz aller Vorurtheile, capitulirende Burg, welche die weiße Fahne bereits zur Hand hält, als ein unverhoffter Zwischenfall die reine Festesfreude störend unterbrach.

Als eben noch die Gläser beim Toaste auf die Tante harmonisch ineinander klangen, erschien unter der geöffneten Thür des Zimmers eine junge Dame,

bleich und verstört, die sich etwas befremdet umschaute und deren elegante Kleidung seltsam mit dem Päckchen contrastirte, das sie wie ein Reisebündel in der Hand trug. Durch die Art und Weise ihres Auftretens, durch ihr bleiches, verstörtes Aussehen bildete sie in diesem Kreise eine befremdliche Erscheinung.

Da sie das Tönen der Gläser und die herrschende Fröhligkeit vernahm, war sie unter der Thür stehen geblieben, wie schwankend, ob sie weiter gehen oder sich wieder zurückziehen solle. — Berner bemerkte ihre Anwesenheit zuerst, stutzte, blickte forschend auf und rief dann voll Verwunderung:

„Fräulein Helene! Wahrhaftig, Fräulein Helene!“

Aller Blicke richteten sich erstaunt auf das junge Mädchen — „Helene, wirklich Helene!“ ertönte es von allen Seiten; die Professorin erhob sich schnell, eilte zu der Nichte, schloß sie in ihre Arme und sagte voll Herzlichkeit:

„Willkommen, Helene, sei uns herzlich willkommen! doch erkläre uns, Kind, wo kommst Du her, und in diesem Aufzuge?“

Helene gewahrte erst jetzt, daß sie noch immer die elegante Festtoilette vom Königsschießen in Ziethа trug, die sehr wenig zu ihrem sonstigen Reiseanzuge passend erschien, und sie sagte mit matter Stimme:

„Ich bin auf der Flucht, Tante Treuhardt!“

„Auf der Flucht?“ riefen alle voll unverhohlenem Entsetzen. „Erkläre doch!“

„Auf der Flucht ja, vor meinen Eltern und einer verhaßten Heirath, zu welcher mich dieselben zwingen wollen. Ach, das ist eine lange, traurige Geschichte. Ich bin geflohen, weil ich nicht Gewalt leiden mochte — und da bin ich nun bei Euch — freilich als ein trauriger Hochzeitsgast.“

Ueber Fräulein Sophiens Gesicht hatten sich bange, düstere Schatten gelegt. Sie erhob sich schnell und mit demselben harten und rauhen Ton, den sie bei ihrer Ankunft gebraucht hatte, fragte sie das ermattete Mädchen:

„Wie, Du Ungerathene, den Eltern bist Du entlaufen, weil sie Dein Glück, Dein Bestes wollen! Habe ich Dir nicht gestern gesagt, daß es der Kinder Pflicht ist, den Eltern zu gehorchen? Sofort kehre zurück, bitte sie um Verzeihung und gehorche ihnen!“

„Das werde ich nicht thun, liebe Tante, denn ich bin mit dem festen Entschlusse aus dem elterlichen Hause entflohen, mein Herz und meine Menschenwürde nicht von der Gewalt mit Füßen treten zu lassen. Verstoßt auch Ihr mich hier, so gehe ich weiter — doch nach Hause nicht!“

„Ungerathene!“ schrie die Tante zornig auf und hob den Arm gegen Helene, doch hielt sie die Professorin zurück.

„Halt ein, Sophie, Helene hat sich als Gast des

Hauses unter unsern Schutz begeben und der muß ihr werden, bis weiteres über Recht oder Unrecht entschieden ist."

„Brav, Frau," sagte der Professor, „das hast Du getroffen! Das arme Kind bedarf vorläufig des Schutzes und im weitern würden Zeit und Untersuchung lehren, wo Recht, wo Unrecht liegt."

„Recht und Unrecht!" höhnte das Fräulein, „als ob davon zwischen Kindern und Eltern die Rede sein kann. Jedes Kind, das nicht gehorcht, ist im Unrecht."

„Nicht doch, Schwester," unterbrach sie die Professorin, doch das Fräulein überschrie sie immer gereizter:

„Freilich in diesem Hause herrschen andere Grundsätze — es ist ein Sodom, in dem man nichts weiß von christlicher Zucht und Ordnung! Demokraten als Schwiegersöhne und das Haus ein Brutnest für ungerathene Dirnen. Verzeih mir's Gott, daß ich so lange vergaß, was ich ihm und seiner heiligen Ordnung schuldig bin!" —

Sie verließ nach diesen heftigen, beleidigenden Worten eilig das Zimmer — kein Mensch aus der erstaunten Gesellschaft versuchte sie zurückzuhalten. —

Nach wenigen Minuten hielt eine Droschke am Hause, und das Fräulein stieg in dieselbe. Die Professorin stand am Fenster und sah ihr traurig nach.

Sie wollte das Fenster öffnen, noch einen Sühneversuch machen, doch hielt sie ihr Mann davon zurück.

„Laß sie hinfahren, Frau!“ Es ist am besten so. Die Schwägerin versteht uns, versteht unsere Zeit, ihre Verhältnisse und Forderungen nicht mehr — bei ihr ist jedes Wort und jeder Versuch der Belehrung nutzlos. Sie mag und wird in ihrer einsamen Klause weiterleben und sich bis zu ihrem seligen Ende über den Fortschritt ärgern, der nach ihr nichts fragt, und den sie nicht aufhält. Die Ruinen aus der alten Zeit zerbröckeln allmählich alle, ohne daß es beachtet wird.“

„Und unsere Kinder — die Caution — Berner's Stellung?“ — fragte die Professorin bang.

Der Professor zuckte mit den Achseln.

„Die Fabrik ist vollendet und die Unternehmer hatten bereits Gelegenheit, sich von Berner's Fähigkeiten zu überzeugen; auch sind sie seines Lobes voll. Vielleicht stehen sie, da überdies die Zeit drängt, von der Caution ab und übergeben ihm die Stellung dennoch; wenn nicht, nun so muß auch das ertragen werden. Die Ueberzeugung allein ist das größte Opfer, welches nicht gebracht werden kann und darf. Und nun zu Helenen. Sorge für sie, laß Dir von ihr erzählen und führe sie dann zu uns zurück — wir wollen uns durch den Zwischenfall nicht länger, als unumgänglich nothwendig ist, stören lassen.“

Die Professorin seufzte wol ein wenig, doch war

sie bereits durch den Gatten überzeugt. Einen zärtlichen Blick warf sie auf ihr erschrockenes Kind, das bang an Berner's Seite lehnte. und mit einem leisen: „In Gottes Namen!“ ergriff sie Helenens Arm, um dieselbe in ihr Zimmer zu führen.

„Sei getrost, Helene,“ sagte sie ihr unterwegs schon mehr ermuthigt, „Du sollst bei uns Schutz und Beistand finden gegen jede Gewalt. Und nun komme, mein Kind, und erzähle mir alles, was Dir geschehen ist.“

II.

Trübe Aussichten.

Die menschlichen Stimmungen dürfen beinah immer als der getreue Widerhall der menschlichen Lebensereignisse, als eine Art Akustik der Seele betrachtet werden: harmonisch oder disharmonisch, in Dur oder Moll, wie diese die Saiten berühren, geben auch sie sich in ihrem Ausstrahlen und Austönen für Welt und Menschen kund.

Die Hochzeitsfeier im Treuhardt'schen Hause war wirklich, trotz der eingetretnen Zwischenfälle, ohne merkliche Störung und ohne Erdrückung der früher angedeuteten angenehmen Stimmung zu Ende gegangen. Nach kurzer Abwesenheit war die Professorin mit Helenen, die, noch im festlichen Kleide, ihre Toilette nur etwas frisch arrangirt hatte, von neuem bei der Gesellschaft erschienen, in welcher sie bereits die reinste Heiterkeit wieder begrüßte, die in ihrer gern

sich mittheilenden Weise denn auch bald von diesen Damen Besitz nahm.

Der fatalen Störung wurde nicht weiter gedacht, und der Abend lief in freundlichster Weise zu Ende, bis man um Mitternacht sich endlich trennte und auch bald darauf bei Treuhardts zur Ruhe ging.

Am andern Morgen war an die Stelle der etwas berauschenden Festeswogen, welche am Hochzeitstage jedes andere Empfinden, gleich duftendem Champagnerschaume, überspülten, ein ruhigerer Zustand und nüchteres Nachdenken getreten. Die Betheiligten nahmen die geschehenen Vorfälle nicht mehr so leicht, erblickten die Zukunft nicht mehr so harmlos rosig, sondern gewahrten aufsteigende Wolken am Horizonte, die Bedenklichkeit erregten, aber allerdings weder ein Bereuen des Geschehenen erwecken noch für ferner eine andere Haltung zu erzielen vermochte.

Die sämmtlichen Betheiligten verhehlten sich, in gegenseitigem offnen Aussprechen über die herrschende Lage, die Bedenklichkeit derselben nach allen Seiten hin nicht. Sie waren aber auch gegenseitig in der Anerkennung ihres guten Rechtes, wie in der Zustimmung, daß niemand von ihnen zur Bewahrung seiner Würde und seines Werthes vor sich selbst hätte anders handeln können, als er gehandelt hatte, einmüthig; und also standen sie auch ferner kampfbereit und entschlossen, den Strauß durchzufechten in fester Reihe. —

Tante Sophie war Zornflammend abgereist. Sie würde in Zietha nur weitere zornflammende Menschen finden, die, anstatt sie zu beruhigen, ihre Abneigung gegen Treuhardt und Berner nur heller anfachten. Das war vorauszusehen, und es durfte daher eine freiwillige Sinnesänderung der alten Dame, hinsichtlich der Caution für Berner, nicht erwartet werden. Der Gedanke aber, sich durch Zugeständnisse oder Bitten zu erniedrigen, um den vorenthaltnen Vortheil zu erreichen, wurde sofort einmüthig, mit voller Entrüstung zurückgewiesen. Man mußte also versuchen, sich ohne Caution zu behelfen, und der Professor, ein tüchtiger Gelehrter und als Mensch ein Idealist, glaubte darauf die besten Hoffnungen zu erblicken. Berner's Bedenklichkeiten ließ er kaum aufkommen, sondern versprach, die Sache sofort selbst in die Hand zu nehmen.

Die zweite Frage bei dieser gemeinschaftlichen Besprechung bildete Helenens Angelegenheit. Helene hatte die Sachlage und die geschehenen Ereignisse, von denen Berner ja bereits einen bedeutenden Theil kannte, in ungeschmückter Weise erzählt und mit Entschiedenheit ihren Willen kundgethan, sich der beabsichtigten Gewalt nicht zu fügen. Sie erklärte nochmals, daß des Menschen eigenes Recht jeder Pflicht Grenze sei, und daß sie lieber die schmerzlichste Trennung von den Ihrigen ertragen und auf alle ihre Kindesrechte verzichten wolle, als ihre weibliche

Würde und ihre Selbstachtung durch die geschäftsmäßige Ehe mit einem ungeliebten Manne aufzuopfern.

„Ich kann und will arbeiten," schloß sie, „und werde mich als niedrigste Handarbeiterin geehrter fühlen, als wenn ich mich in der Fülle des Reichthums selbst verachten muß."

Auch in dieser Frage waren die Berathenden darüber einmüthig, daß Helene vor Vergewaltigung geschützt werden müsse, und der Professor versprach ihr dasselbe feierlich. Helene sollte in seinem Hause vor der Hand ein Asyl finden, bis entweder ein Ausgleich mit ihren Pflegeeltern erzielt würde, oder Helene sich selbst für eine Stellung, einen Beruf entscheide. —

In Berner's Angelegenheit wollte also der Professor sofort selbst die Initiative ergreifen, während man Helenens wegen ruhig erwarten wolle, was von Ziethа aus geschehen würde.

So sah man wol bedenklich, doch ohne Furcht und durch das allseitige Rechtsbewußtsein ermuthigt, den kommenden Ereignissen entgegen.

Der Professor ging noch an demselben Vormittage zu dem geschäftsleitenden Unternehmer des Fabrik-Etablissements, dessen Betriebsdirector Berner werden sollte und theilte demselben das Geschehene mit. Treuhardt war mit der besten Hoffnung hingegangen, weil der betreffende einflußreiche Mann, der reichste Bankier in Saalburg, ein persönlicher

Bekannter von ihm war und sich dem Gelehrten gegenüber von jeher mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit bewegt hatte. Zu den Gesellschaften, welche der reiche Mann veranstaltete, war Professor Treuhardt stets mit einem gewissen Vorzug eingeladen worden, und dieser bereute es heute nicht, sich um der lieben Höflichkeit willen, zuweilen unter den Maiern, Wölfen und Hirschen gelangweilt zu haben. Konnte er sich doch nun auch der Unterstützung des einflußreichsten der Actionäre an der Fabrik zur Erreichung seines Wunsches versichert halten.

Der Empfang bei dem reichen Manne entsprach auch völlig den gehofften Erwartungen des Professors. Mit freundlicher Aufmerksamkeit hörte er der langen und gründlichen Auseinandersetzung Treuhardt's zu, ohne ihn nur ein einziges mal zu unterbrechen. Als derselbe aber geendet hatte, drückte er ihm auf das freundschaftlichste die Hand und sagte:

„Mein verehrter Herr Professor, ich freue mich unendlich über Ihren Besuch; in der geschäftlichen Frage aber, das wissen Sie wol, kann ich keine Antwort geben. Ich habe unter meinen Collegen nur eine Stimme. Aber ich werde die Sache sofort zum Vortrag bringen, und Sie sollen haben die bestimmte Antwort in den nächsten Tagen schriftlich. Verzeihen Sie aber jetzt, daß ich bin ein wenig pressirt wegen der Börse, aber ich habe mich gefreut außerordentlich,

und Sie haben bekommen mein Wort, das ich werde halten.“ —

Der Professor empfahl sich dankend und kehrte voll der besten Hoffnungen heim. Daß Herr Joseph Marcus die Seele des ganzen Unternehmens war und seine Ansicht dabei von weittragendem Einfluß werden mußte, wußte er, und das wußte auch Berner. Selbst dieser hoffte jetzt, nach seines Schwiegervaters Beschreibung der liebenswürdigen Bereitwilligkeit des Herrn Marcus auf ein günstiges Resultat.

Alle sahen daher dem angekündigten schriftlichen Bescheide mit einer gewissen Beruhigung entgegen, die auch durch die etwas lange Verzögerung desselben nicht irritirt wurde.

Es verging ein Tag und noch einer und wieder einer, ohne daß weder der Bescheid für Berner, noch ein Schreiben aus Zietha eingetroffen wäre. Doch erregte weder das eine, noch das andere irgendwelches Bedenken: in letzterm Falle schloß man sehr richtig, daß die Ziethaer jedenfalls ebenso auf ein Lebenszeichen aus Saalburg, vielleicht auf Sühneversuche warten möchten.

So vergingen drei Tage in einer Art Windstille, bis am vierten ein mit der Stadtpost an den Professor anlangender Brief, welcher den Firmastempel „Joseph Marcus“ trug, den Reigen der sich entwickelnden Ereignisse eröffnete. —

Erwartungsvoll öffnete Treuhardt den Brief.

Derselbe enthielt nur wenige Zeilen und trug die Unterschrift des Herrn Joseph Marcus. Das erschien dem Professor von vornherein als ein günstiges Zeichen.

Der gute, ehrliche Mann kannte die vergoldeten Pillen bisher nur dem Namen nach und hatte sie noch niemals in der Praxis kennen gelernt. Er verstand die Kunst noch nicht, in der freundschaftlichsten Form die geschäftsmäßig kühle Ablehnung zu geben —: im Briefe des Herrn Joseph Marcus fand er Gelegenheit, dieselbe kennen zu lernen.

Nach mehreren Zeilen herzlicher Versicherungen und freundschaftlicher Elogen für den verehrten Herrn Professor besagte die letzte Zeile in kühlster Weise, daß die Actionärversammlung, nach reiflicher Erwägung, auf die Dienste des Herrn Berner zu verzichten einstimmig beschlossen habe, wenn derselbe die bedungene Caution zu stellen nicht im Stande sei. Ohne ein weiteres Wort der Entschuldigung und des Bedauerns schloß damit das verhängnißvolle Schreiben.

Der Professor hielt dasselbe starren Blickes sprachlos in der Hand. Frau und Tochter bedurften bei seinem Aussehen keiner weiteren Kenntnißnahme von dem Schriftstück. Die Ablehnung und das Scheitern dieser Hoffnung sprachen aus des Professors trübe und bleich gewordenen Zügen.

Rudolf Berner war bei der Ankunft des Briefes nicht anwesend. Er kam erst später nach Hause und

wußte bereits selbst durch befreundete Mittheilung, nicht nur, daß er die Stellung ohne Caution nicht erhalten würde, sondern hatte von derselben Seite zugleich den Schlüssel zum Verständniß der Ablehnung erhalten.

Kurze Zeit, nachdem die Actionäre des fraglichen Etablissements ihre Verabredungen mit Rudolf Berner getroffen hatten, und von dessen Seite, nach Fräulein Köhler's Zusage, das Versprechen, eine Caution von 3000 Thalern zu stellen, geleistet worden war, hatte sich bei Herrn Joseph Marcus ein Franzose um die Stelle des Betriebsdirectors beworben. Derselbe hatte aus Frankreich glänzende Certificate über seine Fähigkeiten aufzuweisen und erbot sich außerdem sogleich eine Caution zu leisten, später auch wol selbst, falls dieses wünschenswerth erscheinen sollte, mit einem Capitale in das Unternehmen einzutreten. Er ließ beiläufig die Bemerkung einfließen, daß sein disponibles Vermögen etwa hunderttausend Francs betrüge, daß er sich um eine Stellung also überhaupt mehr aus Liebe zur Sache, als der Benöthigung wegen bemühe.

Herr Marcus hatte auf eine gelegentliche Anfrage hin von einem Geschäftsfreunde über den besagten Franzosen günstige Auskunft erhalten. Ein Geldmann imponirte dem Bankier stets und vorzugsweise, und er hatte sofort seinen Collegen zur Erwägung gegeben, ob es nicht gerathener sei, mit

Berner rechtzeitig zu brechen und den französischen Capitalisten zu berufen. Dieser Vorschlag war damals wegen des an Berner schon verpfändeten Wortes abgelehnt worden; Herr Marcus hatte denn endlich auch selbst beigestimmt und ein bedauernd ablehnendes Antwortschreiben an den Franzosen ergehen lassen.

Jetzt nun war das Ereigniß eingetreten, daß Berner behindert wurde, die Caution zu stellen. Die Zeit bis zur festgesetzten Eröffnung des Unternehmens war nur noch so kurz, daß es beinah geboten schien, Berner unter allen Umständen zu behalten. Doch machte der gefällige Herr Marcus selbst den Vorschlag, Anfrage zu halten, ob der Franzose noch zu bekommen sei, und in diesem Falle den guten Grund zu benützen, um Berner los zu werden und den Capitalisten doch noch zu gewinnen.

Dieser Vorschlag fand Anklang. Ein Telegramm flog nach dem Orte, aus welchem der Franzose seiner Zeit geschrieben hatte — die Antwort lautete günstig. — Ein schneller Briefwechsel stellte das Nähere fest und sobald das Engagement mit dem Franzosen abgeschlossen war, schrieb Herr Marcus die zugesagte Antwort an den Professor Treuhardt, in welchem er Berner's Dienste namens der Gesellschaft ablehnte.

So entmuthigend, ja vernichtend dieser Schlag wirkte, er vermochte die ihres Rechtes und ihrer Pflichterfüllung sich Bewußten nicht zu beugen. Ber=

ner selbst am wenigsten. Er war es, der zuerst wieder muthig das Haupt erhob und seine Gattin, der eine Thräne an den Wimpern glänzte, mit kräftigem Arm umfangend, ausrief:

„Seid muthig und verzagt deshalb nicht! Gott hat es nicht gewollt, daß es mir vergönnt sei, Dir, liebes Weib, sogleich von vorneherein ein Leben voller Annehmlichkeiten zu bereiten. Er wollte mich, vielleicht uns beide, vor Uebermuth bewahren und will erkämpft und verdient sehen, was ich mit glücklichem Zuge schnell zu gewinnen hoffte. Dieser Fehlschlag soll mich aber nicht lähmen, sondern meine Kräfte stählen. Ich werde um unser Glück ringen, liebes Weib, mit diesen Armen es zu erpacken streben — und so schlimm ist es in Deutschland noch nicht geworden, daß ein Mann, der etwas gelernt hat und arbeiten will, verhungern müßte, weil er seine Laufbahn nicht mit Aufbietung von Capitalien beginnen kann.

Ida glaubte dem theuren Mann ja so gern. Sie schmiegte sich vertrauend, zärtlich an seine Brust und flüsterte, das schöne Auge liebevoll zu ihm emporhebend:

„Ich theile Freud' und Leid mit Dir! Du bist mein Glück, und solange Du mir ganz und liebend bleibst wie jetzt, werde ich kein anderes entbehren. Frack oder Arbeitskittel, Lebetage oder Dachstübchen, Wein oder Wasser — was bedeuten diese Fragen

vor dem Weibe, welches alles trägt und alles theilt mit dem Manne, den es liebt?"

„So recht, Ida," rief der Professor mit freudestrahlendem Blick, „das heiße ich als ein braves Weib gesprochen! Nur das Unglück ist wirkliches Unglück, welches den Muth zerbricht."

„Preisen möchte ich es," rief Berner begeistert, das mich mein Weib so kennen lehrt. Was bedeutet jener Verlust gegen einen solchen Schatz! Durch! heißt mein Losungswort, nur der verliert, welcher sich selbst aufgibt. — Durch! und der Wille wird das Schicksal beugen!"

„Durch" wiederholte Helene, die mit strahlendem Blicke aufgestanden war und reichte Berner die Hand; „das kleine Wörtchen will ich von Ihnen lernen, Vetter, es soll mir nicht verloren gehen, sondern mir freie Bahn für die Zukunft bereiten."

Wie es bei guten und edeln Menschen immer zu geschehen pflegt, so geschah es auch hier: Prüfung und Schicksale binden sie, wenn dieses möglich blieb, noch fester und inniger aneinander, erheben die Seelen gegenseitig zu höherem, idealeren Aufblick, und im harmonischen Zusammenklingen schärfen sie den Charakter, wie wenn Stahl dem Stahl begegnet.

„Und was denken Sie nun zunächst zu beginnen, Herr Sohn?" fragte nach einer Pause die Professorin, welche mit umsichtigem Hausfrauenverstande zuerst wieder auf das Thema des Praktischen zurückkam.

„Mit allem Eifer eine passende Stellung suchen. Freilich wird sich wol nicht sogleich eine Betriebs-director-Stelle finden, doch ich habe ja auch das Arbeiten gelernt. Und sollte ich selbst den Hammer noch einmal schwingen müssen, ich achte mich nicht zu gut dazu. Der bescheidenste Posten, wenn er mir und meinem Weibe Brot gewährt, wird mir willkommen sein — und ich werde ihn finden."

Berner that nach seiner Aussage. Ohne Besinnen ergriff er energische Maßregeln und bemühte sich um mehrere Stellungen, welche er aus Zeitungsannoncen erfahren hatte. Dieselben befanden sich freilich nicht in Saalburg, sondern in theils fernen fremden Städten.

Eine neue Prüfung, die Trennung drohte der Familie Treuhardt! diese Eventualität war anfänglich von derselben nicht in Betracht gezogen worden, obgleich sie nahe genug lag, denn Saalburg war kein Platz der Industrie im eigentlichen Sinne, und die Unwahrscheinlichkeit, daß sich gerade jetzt hier eine andere passende Stellung für Berner finden würde, lag näher als das Gegentheil.

Dieser Fall war bei den ernsten Familienberathungen anfänglich gänzlich unbeachtet geblieben, doch hatte ihn Berner nachher, beim ruhigen Ueberlegen und sachlichen Erwägen der einzelnen sich ihm darbietenden Möglichkeiten, bald in Betracht ziehen

müssen. Nothgedrungen mußte er sein Augenmerk auf auswärts lenken, mußte er auswärtige Zeitungen zu Rathe ziehen.

In solchen fand er denn auch eine ziemliche Anzahl passender Vacanzen angekündigt, um welche er sich bemühen konnte.

Er mußte natürlich seiner jungen Frau und den Eltern derselben von der Nothwendigkeit, sich um auswärtige Vacanzen zu bemühen, vorher Mittheilung machen.

Niemand in der Familie hatte bei diesem seinem Entschlusse gegengeredet, niemand auch nur durch ein Wort ihm verrathen, welche schwere Last dieser neue drohende Schlag auf ihre bangen Herzen wälzte. Wußten sie doch alle, daß Berner ja alles, was sie ihm hätten sagen und klagen können, ohnehin selbst hart empfand und schmerzlich des Raubes gedachte, den er an Eltern und Frau zugleich begehen sollte, indem er eines dem andern entriß.

Aber mit scheuem Blicke sahen seine Angehörigen die Briefe in seiner Hand entstehen, welche seine Gesuche enthielten, und als er die erste Anzahl derselben zur Post schickte, da erbleichte Ida zum Männerbilde und wandte sich eilig ab, um ihre Bewegung, um die hervorquillenden Thränen zu verbergen. Sie verließ das Zimmer — und die Professorin, in deren Herzen es wie nach einem empfangenen Dolchstoße

krampfhaft zuckte, folgte ihr mit Helenen in Ida's einsames Zimmer.

Die Frauenherzen hatten die Empfindungen des bebenden Frauenherzens verstanden und eilten, um gemeinschaftlich mit ihm zu dulden und zu — überwinden.

„Es muß sein, Mutter!" rief Ida schmerzvoll, „es muß sein, ich muß Euch verlassen! O Gott wie hart ist das Geschick!"

„Muth, Muth, meine Tochter, es ist des Weibes Bestimmung, Vater und Mutter zu verlassen und dem Manne seiner Wahl zu folgen," tröstete die Professorin mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft. „Siehe, auch ich bin betrübt, aber ich weine nicht, denn das Schicksal will es so."

„O Gott, es war doch alles so schön, so anders vorgesehen worden! So lieblich winkte nur der Hoffnung Schimmer — ich sollte glücklich werden in Rudolf's, des geliebten Mannes Besitze, und doch Euch Alle, Alle behalten; und nun! beim ersten Schritte in meiner Ehe — ach, mir bricht das Herz! Warum muß ich das ertragen!"

„Durch, Ida! sei nicht schwach," ermuthigte Helene sie mit dem schönen, sonoren Tone ihrer Stimme, „durch! hat Dein Gatte gesagt, und er wird es erreichen. Wetten und wagen, das Glück zu erjagen, das muß der Mann. Die Frau aber darf keine hemmende Egoistin, sie soll seine muthige Ge-

fährtin sein, die dem Ermüdeten mit sanfter, liebevoller Hand die Falten von der Stirn glättet, welche Mühe und Kampf daselbst bilden. Darum Ida, mache Du Deinem Manne den Weg nicht schwer, welchen er als Mann gehen muß, fessele Du nicht durch Klagen seinen muthigen Arm!"

Ida sank weinend an der Freundin Brust — dieselbe leitete sie sanft zu dem Sofa.

„Da, weine Dich aus," sagte sie dabei, „und bringe dem Schicksal Deinen Zoll der Thränen dar. Weine sie Dir vom Herzen weg die Last, welche auf Dir lastet! Dann aber trockene die Augen und tritt mit muthigem Blicke zu dem Manne Deiner Liebe. Durch! flüstere ihm vertrauend in das Ohr, und keine Schwäche entehre mehr Deinen Charakter."

„Dank, Dank Dir, Helene, ja Du hast recht!" — aber das Empfinden überwältigte sie doch noch, und sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus, in welchem die Seele ihre Last herausstieß. —

Die Briefe waren abgegangen — eine stille Innigkeit umfaßte sämmtliche Mitglieder der Familie, von denen keines dem andern das Herz beschweren wollte. Keines erwähnte ein Wort von dem möglicherweise Bevorstehenden, aber jeder Einzelne schien bestrebt dem andern die Wünsche am Auge abzusehen und sie liebevoll zu erfüllen.

Berner sandte im Laufe der nächstfolgenden Tage noch einige Briefe mit Bewerbungen um ihm passend

erscheinende Stellungen ab — eine Rückantwort lief jedoch noch nicht ein.

Niemand sprach auch von einer solchen, als ob sie erwartet würde. —

Doch ein anderer Brief mit dem Poststempel Zietha, an den Professor gerichtet, traf eines Tages ein. Mit ihm zugleich wurde ein zweiter, ebenfalls aus Zietha, für Helene abgegeben. Diese befand sich noch auf ihrem Zimmer und erhielt den Brief dahin gesandt.

Der Professor erkannte auf den an ihn gerichteten Schreiben die kräftigen, etwas steifen Schriftzüge von seines Schwagers Hand.

„Der Sturm scheint loszubrechen,“ sagte er zu seiner Frau, indem er den Brief nachdenklich in der Hand wog und ihn endlich eröffnete, „laß sehen, was der Herr Schwager von uns wünschen wird.“

Steif und kräftig wie die Handschrift war auch der Stil des Herrn Wernicke. Heute aber zeigte er bei aller gewohnter Derbheit noch einen impertinenten Zug, den der Professor früher nicht an ihm gekannt hatte.

Der ganze Brief war eigentlich eine einzige Injurie. Der Ton des Geldmannes überwog in bedenklicher Weise. Der Rentier nahm sich heraus, den Professor von seinem Standpunkte aus etwas schuljungenmäßig abzukanzeln. Helene hieß nicht anders als eine verlaufene Dirne, ein unwürdiges, undank-

bares Geschöpf, und dem Professor wurde es als große Schuld, als Verbrechen an allen Gesetzen der Erziehung und an der elterlichen Autorität angerechnet, daß er diese Dirne nicht von der Thüre seines Hauses hinweggestoßen, sondern sie sogar in demselben aufgenommen habe und sie unterstütze, den wolerwognen Willen der Eltern zu trotzen. Daneben floßen einzelne impertinente Aeußerungen — daß man sich freilich bei ihm nicht gar so sehr darüber wundern dürfe, in dessen Hause sich einmal eine Freistätte für allerlei aufrührerisches Volk befinde — kleinen Stoßwogen gleichend, mit unter. Die schließliche Forderung an den Professor lief darauf hinaus, daß derselbe Helene sofort nach Zietha zurückschicken solle mit der wolgemeinten Mahnung, den Willen der Eltern zu gehorchen und den ihr von demselben bestimmten Mann zu heirathen. —

Trotz seiner in dieser Zeit wahrlich wenig scherzhaften Stimmung konnte der Professor sich bei einzelnen Stellen des originellen Briefes eines herzlichen Gelächters nicht enthalten, sodaß seine im Zimmer anwesende Frau verwundert fragte, ob der Brief denn so erfreuliche Nachrichten enthalte? —

„Das gerade nicht, liebe Frau," erwiderte der Professor lachend, „im Gegentheil; aber sie sind trotzdem zum Lachen reizend. Unser Schwager schreibt uns wegen Helenens einen groben Brief im rechten Geldmännerstile, aber Deine Schwester scheint ihm

die Hand geführt zu haben. Sophie mag in herzlichster Laune in Zietha eingetroffen sein und überhaupt eine prächtige Stimmung auf uns dort herrschen. Doch lies nur selbst! Es thut Dir, Du Gute, auch einmal gut, wenn Du Dich an solchen unschuldigen Scherzen erheiterst. Du mußt doch gleichfalls wissen, daß unser Haus eine Freistätte für allerlei aufrührerisches Volk ist, was auch ich soeben erst erfahren habe."

Frau Treuhardt las. Sie mußte wirklich lachen, und ihr Mann, der sanft den Arm um sie legte, sagte befriedigt:

„Eine so freundliche Wirkung ist mit dem Briefe schwerlich beabsichtigt worden. So ist er doch zu etwas gut, denn einen solchen heitern Sonnenstrahl habe ich auf Deinem guten Gesichte jetzt lange nicht mehr sehen dürfen."

Derselbe war aber auch bereits wieder verschwunden und mit einem schweren Seufzer sagte sie:

„Er paßt auch gar nicht in dieselbe, Treuhardt. Ach diese Zeit! guter Mann, Dir kann ich ja offenbaren, was ich den Kindern sorgsam verberge, mein Herz ist schwer, zum Brechen schwer im Zukunftsbangen."

„Nicht doch, meine Gute, sei nicht so verzagt! Auch diese Wolken werden überwunden werden. Wir bleiben uns selbst getreu."

„Ach ja, es ist schon recht, und ich sage mir das

auch. Aber wenn ich bedenke, wie alles so günstig eingefädelt war, und wie nach dem ersten Sturme Sophie am Hochzeitstage sich allmählich selbst bekehrte, sodaß ich schon alles für gewonnen hielt — ehe Helene kam und alles wieder zerstörte, schlimmer, unversöhnlicher als vorher machte — wenn ich das bedenke, und wie es nun gekommen ist, vielleicht noch kommen wird, ach, es zerschneidet mir das Herz!"

Sie lehnte sich an seine Brust und brach in Thränen aus.

„Du wirst doch nicht ungerecht gegen Helene sein und ihr entgelten lassen, was sie nach Deiner Ansicht, aber jedenfalls ohne eigene Absicht, verschuldet haben soll?" fragte er mit sanfter Mahnung im Ton der Stimme.

„Nein, nein," versicherte sie schnell, „sie trägt ja schon selbst schwer genug an der eignen Last und an der unsrigen mit. Sie ahnt es nicht, welchen ungünstigen Einfluß ihr Erscheinen gerade in jenem Augenblicke hervorgebracht hat, und sie soll es auch nicht erfahren."

„So ist es recht, mein Weib, und so soll es gehalten werden. Helene hat sich als Flüchtling in gerechter Sache unter unserm Schutz begeben und sie darf sich nicht in ihrem Vertrauen getäuscht finden. Mögen sie in Zietha immerhin unser Haus ein Asyl für aufrührerisches Volk schelten, es soll in Wahrheit

wenigstens ein solches für gekränkte Menschenrechte bleiben."

„Und was gedenkst Du auf Wernicke's Brief zu thun?" —

„Das Einzige hier mögliche. Ich werde ihm schreiben, daß ich unsern Schützling unter keiner Bedingung einer ungerechten Gewalt ausliefern würde — ich werde außerdem durch eine ruhig gehaltene Auseinandersetzung ihn von seinem Unrecht zu überzeugen versuchen."

„Ich fürchte, daß das wenig helfen wird," seufzte seine Frau.

„Das fürchte ich auch — allein ich will meine Pflicht auch in dieser Weise erfüllen," erwiderte er.

„Um so mehr böses Blut wird Deine entschiedene Weigerung hervorbringen."

„Auch darin kannst Du sehr leicht recht behalten, liebe Frau, denn es scheint bereits jetzt eine ziemlich liebenswürdige Stimmung gegen uns allgemein zu sein. Ich kann es aber nicht ändern."

„Der Bruch wird ein unheilbarer werden, ich kenne meiner Schwester Unversöhnlichkeit!"

„Wenn sie nicht zu überzeugen sind, so mögen sie in ihrer Dummheit sterben — wir können sie nicht zur Vernunft zwingen, aber noch weniger mit ihnen unvernünftig werden."

„Mich kränkt es nur, daß sie auch Sophie in das Netz verflochten haben, die doch sonst so verstän-

dig sein kann. Daß auch sie Helene verdammt, an der sich doch nur ihre eigene Jugendgeschichte wiederholt, ist ein seltsames Zeichen . . ."

„Von ihrer großen Frömmigkeit. Leider, liebe Frau! die neumodische Frömmigkeit, welche die Wissenschaft umkehren lassen will, verlangt eben Umkehr auf jedem Gebiete — auch auf dem der Menschenrechte. Im Anerziehen des blinden Gehorsams gegen sogenannte Autoritäten findet sie für ihre eigene Existenz die sichersten Stützen."

„Der elende heuchlerische Pfaffe wird sie immer fester umgarnen und wenn sie stirbt, wird er ihr Vermögen milden Stiftungen erobert haben."

„Vielleicht mit Ausnahme eines Legates für sich selbst — das ist leicht möglich. Aber auch dieses können wir nicht ändern, denn mit Mammon lassen wir unsere Gesinnung und Ueberzeugung nicht erkaufen." —

Sie hatte bisher, ohne Widerspruch zu erheben, ihre Einwürfe nur als flüchtige Bemerkungen hingeworfen; den Ausführungen ihres Mannes widersprach sie nicht, weil sie ja doch nur ihre eigene Ueberzeugung enthielten. Das ganze Zwiegespräch trug blos den Charakter eines recapitulirenden Klärungsprocesses, einer gegenseitig prüfenden Fühlung, die in befriedigender Uebereinstimmung resultirte. So sagte die Professorin nur noch:

„So schreibe nur sogleich, damit sie wissen, wie

sie mit uns daran sind — und schone Helene so sehr als möglich. Das arme Kind ängstigt sich innerlich ab, des jungen Strahl's wegen. Ich hoffe der eben angekommene Brief hat ihr beruhigende Nachrichten gebracht."

Wie eine verneinende Entgegnung auf diese freundliche Voraussetzung erschien im selbigen Augenblicke Helene selbst unter der Thür. Das bleiche Gesicht schmerzentstellt, thränenübergossen, den offenen Brief in der Hand — so kündete sie schon durch ihr Erscheinen die Unglücksbotschaft an. —

„Um Gottes willen, Kind, was ist denn geschehen?" rief die Professorin erschrocken.

„Alles bricht zusammen!" war die trostlose Antwort. „Arno's Vater ist todt, alles in Verzweiflung und Jammer — und die Sorge steht mit bleichem Gesichte sogleich dahinter. Weil der Doctor Strahl noch kein volles Jahr an der Ziethaer Lehranstalt angestellt gewesen ist, so erhält seine Witwe keine Pension. Der Verstorbene hatte in den letzten Wochen seines Lebens noch dazu in Opposition zu dem Stadtrathe in Zietha gestanden, sodaß für seine Witwe gar nichts zu hoffen bleibt. Strahls sind mittellos und gedachten sich erst in Zietha etwas zu erholen. Nun ist es erst ganz schlimm für die arme Frau und in der fremden Stadt! Arno wird sein Studium nicht vollenden können, sondern muß eine bescheidene

Stellung suchen, die ihn ernährt und zur Stütze seiner Mutter macht — alles bricht zusammen . . ."

„Das ist ja eine herzbrechend traurige Geschichte!" sagte der Professor, „aber sollte sich denn gar keine Möglichkeit finden, daß der junge Mann sein Studium vollenden kann? das wäre für ihn und seine Mutter doch die beste und später lohnendste Unterstützung."

„Ja später, aber was soll jetzt geschehen? Arno schreibt hoffnungslos — überzeugen Sie Sich selbst."

Der Professor überflog den Brief und sagte dabei: „Vielleicht würde es ihm doch möglich ein Stipendium zu erlangen. Ich weiß es genau, daß Zietha an solchen Stiftungen reich ist."

„O ja, aber wahrscheinlich nicht für den Sohn eines Mannes, welcher denjenigen zu widersprechen wagte, welche über die Vertheilung der Stipendien verfügen und die alle eigenen Söhne studiren lassen wollen. Arno ist Ausländer und das gibt einen bequemen Grund, um ihn ein- für allemal abzuweisen."

„Du magst darin nicht unrecht haben, liebes Kind, und der Brief des jungen Mannes scheint das zu bestätigen."

„Er hat nichts zu hoffen, Onkel, glauben Sie mir! Ich kenne ja die hierbei maßgebenden Personen. Arno muß sich fügen und selbst stehen lernen, so gut es geht; auf andere darf er nicht zählen."

„Dein Pflegevater hat auch an mich geschrieben,"

sagte der Professor. Helene richtete die Augen groß und fragend auf ihn, ohne eine Silbe zu antworten.

„Er fordert Deine Rückkehr unter seine Gewalt und vollständige Unterwerfung unter der Eltern Willen.“

Ein Lächeln, dessen schmerzliche Bitterkeit ein Herz zu durchschneiden vermochte, spielte einen Augenblick um Helenens feingeschnittene Lippen.

„Und was wollen Sie ihm antworten?“ fragte sie leise.

„Daß Du als Schützling meines Hauses keinem Zwange unterliegen darfst, sondern in Deiner wichtigsten Lebensfrage Deinen freien Willen behalten mußt. Anders würdest Du nie in das verlassene Elternhaus zurückkehren.“

„Ich danke Ihnen, Onkel, Sie haben geantwortet, wie ich selbst würde haben antworten müssen. Keine Gewalt wird mich beugen; und sollte ich als Bettlerin von Thür zu Thür ziehen, bis ich ermattet am Wege stürbe — meine Freiheit der Menschenwürde vertheidige ich noch mit dem letzten Athemzuge!“

Ihre Augen leuchteten bei diesen Worten und die Stirn bebte vor innerer Erregung; ein heiliger Ernst sprach aus der ganzen würdevollen Erscheinung.

„Durch also!“ sagte der Professor und reichte ihr zustimmend die Hand.

„Durch, Onkel! Und nun ich weiß, daß keine

Aussöhnung mit meinen Eltern mehr zu erwarten ist, werde auch ich mich um eine Stellung bemühen, in welcher ich selbstständig thätig wirken und mir eine geachtete Existenz verschaffen kann. So theilen wir das gemeinschaftliche Schicksal, Arno und ich. Das Recht der Arbeit, um uns eine Zukunft zu erringen, das müssen sie uns wenigstens gewähren!"

III.

Eine verwaißte Familie.

Nach einem verzweifelten Kampfe des Lebens mit dem im glühenden Fieberwahnsinn heraufgezogenen Tode, nach einem solchen mehrtägigen Todeskampfe, der die Seinigen beinah mit an den Rand des Grabes riß, hatte Doctor Strahl, ohne nur wider zum Bewußtsein gekommen zu sein, das Leben ausgehaucht.

Am Abende nach dem verhängnißvollen Preisschießen in Zietha in der Mitternachtsstunde kniete die gebeugte Witwe mit ihren drei weinenden Kinder neben dem erkaltenden Leichnam des Gatten und Vaters. —

Frau Strahl und endlich der telegraphisch herbeigerufene Arno waren keinen Augenblick von dem Schmerzenslager des Leidenden gewichen, sie hatten verzweifelnd den furchtbaren Kampf der sich sträubenden Lebensgeister gegen den überwältigengen Tod mitangesehen, mit durchempfunden. — Nun waren die

Phantasien des Kranken verstummt, das letzte Röcheln der bebenden Brust verklungen — Arno war still geworden. Nur das leise Weinen der Schmerzgebeugten zitterte durch das Zimmer, durch welches der Todesengel soeben mit seinem eisigen Hauche gezogen war, um einer Familie das geliebte Oberhaupt, der Gattin den Mann, den Kindern den Vater zu entführen. —

Die Aermsten empfanden bisher nur den Schlag, welcher sie getroffen hatte in seiner vernichtenden Wucht, aber Gedanken über denselben und seine gleichfalls vernichtenden Folgen fanden sie noch nicht. —

Die Todesnachricht hatte sich im Hause schnell vorbereitet, und Herr Wernicke war sogleich zu der Witwe emporgestiegen, um ihr in höflicher, aber kühler Weise einige Worte des Trostes zu sagen, die so nichtsbedeutend als möglich waren, denn sie enthielten auch nicht die Andeutung eines thatkräftigen Beistandes der Witwe in dieser schrecklichen, lähmenden und Bewußtseinraubenden Zeit, in welcher selbst der Kräftigste für alle die nothwendigen Bedingungen eines Todesfalles einer helfenden Hand bedarf. Mit Arno'n hatte Herr Wernicke gar nicht geredet, und Frau Wernicke, die früher immer soviel Freundschaft und Theilnahme für Frau Strahl bezeigt hatte, ließ sich nicht einmal sehen.

In der Ueberwältigung ihres Schmerzes achtete die Witwe jetzt nicht darauf und konnte noch weniger über die Zurückhaltung der ganzen Familie Wernicke

nachdenken, denn auch Wernicke ließ nach seinem Höflichkeitsbesuche nichts wieder von sich hören.

Diese Haltung Wernickes war aber eine durchaus berechnete und von Frau Wernicke bei ihrem Mann durchgesetzte.

Selbstverständlich hatte diesem Biedermanne der beim Preisschießen erlebte Eclat, welcher ihn selbst blamirt, den Fürsten beleidigt und das ganze Fest gestört hatte, ebenso unangenehm berührt, als seine stolze Frau — der Fürst war sofort nach dem Vorfalle in sehr ungnädiger Laune und mit einer scharfen Bemerkung über Mangel an Ehrerbietung und über bürgerliche Unverschämtheit, ohne sich von der Gesellschaft zu verabschieden, abgereist. Der Gesellschaft schlimmster Feind aber ist derjenige, welcher ihr ein Vergnügen zerstört, das war hier geschehen, denn das Fest ging nach des Fürsten Weggange schnell zu Ende, auf dessen heitern Verlauf sich so viele gefreut hatten. Der gesammte Zorn richtete sich deshalb gegen die Familie Wernicke, insbesondere gegen Helene. Die Flucht derselben war natürlich schnell bekannt geworden — man hatte sie sogar mit ihrem Packetchen aus Adelheid's Kindergarten kommen und dem Bahnhofe zu gehen sehen. Dieses Ereigniß erhöhte für die Ziethaer die Klatschgerechtheit des ganzen Vorfalles. Da die guten Leute das vorbereitete Vergnügen des Königsschießens nicht hatten genießen können, so kosteten sie jetzt wenigstens das andere mit vollen Zügen aus,

und es gab augenblicklich in ganz Zietha kein anderes Gespräch als das über Wernicke's Helene, über deren ganze Erziehung und Verschrobenheit, die sich immer für etwas Besseres als die andern gehalten hatte, man längst einig gewesen wäre. Nun erhielt man ja die unwiderlegbaren Beweise davon, wohin solche hochnäsige Erziehung führen müsse, und Frau Wernicke ebenfalls, welche immer so überlegen gelächelt hatte, wenn solche Bedenken gegen sie geäußert worden waren. Der klugen und hochmüthigen Frau, welche stets die Rolle der Weisen und Erhabnen unter den Bürgerfrauen hatte spielen wollen und längst dadurch Aerger und Neid herausgefordert hatte, gönnte man die Blamage gerade als eine gute Lehre, daß auch ihre Weisheit keine feuerfeste sei.

Und wie man schadenfroh darüber entzückt war, gegen die unbequeme und unpassende Anmaßung der Familie Wernicke recht behalten zu haben, so prophezeihte man nun, nach Helenens Verschwinden, mit üppiger Phantasie ebenso schadenfroh ein schreckliches Ende des verschrobnen jungen Mädchens, von dessen gewissenhaftem Eintreffen man gleichfalls ausnahmslos überzeugt war.

Daß Helene, die feine Zierpuppe mit den albernen und hochnäsigen Ideen im Sinne, einen Weg gehen würde, auf welchem sie über kurz oder lang als herabgekommne Dirne in einem Mauerwinkel enden müsse, war bei den Ziethaer Frauen ausge-

macht, und der Beweis an ihr geliefert, zu welchen traurigen Resultaten eine über das altherkömmlich und gewöhnliche hinausgehende Frauenerziehung kommen müsse. . .

Daß auch Adelheid, die Kindergärtnerin, welche Helenens Freundin gewesen war, sammt ihrem neuerungssüchtigen Institute, an welchem ja die Verworfene sogar mitgewirkt hatte, jetzt nicht ohne scharfe und mistrauische Randglossen wegkam, ist fast selbstverständlich; der Charakter der Kleinstadt hätte sich sonst zu sehr verleugnen müssen. Das Institut erfuhr ebenso harte Angriffe, wie es früher hochgepriesen worden war.

So allgemein auch die Ziethaer Frauen der Frau Wernicke das mit Helenen Erlebte gönnten, konnten sich unter denen, welche näher mit ihr befreundet waren, doch die mitfühlenden Seelen nicht verleugnen, welche ihrer Theilnahme Worte verleihen mußten. Um sich in ihrer Würde nicht noch mehr bloß zu stellen, mußte Frau Wernicke den Besuch dieser Freundinnen ausstehen, dessen Beweggründe sie ja besser, als irgendjemand anders kannte. Mit trauervollen Mienen langten die Condolirenden an, um sich von dem Wolsein der theuren Freundin zu überzeugen, deren Misgeschick man auf das innigste beklage. Bei einem Täßchen Kaffee kam dann die Unterhaltung in den gehörigen Fluß und erzählten die theilnahmevollen Seelen der verkannten Freundin unter stetem Bedauern und Verwünschen alles Wort

für Wort, was diese so böse Lästerzungen sich schadenfroh untereinander zuflüsterten und vertrauten. —

Frau Wernicke biß sich in stiller Wuth in die Lippen, aber sie zwang doch ihr altes, überlegenes Lächeln auf dieselben zurück, als sie den Freundinnen für ihre Theilnahme dankte und ihnen versicherte, wie wenig sie von so schlimmen Reden und Urtheilen berührt werden könne. —

Als sie aber nachher allein war, brach ihre innere Wuth in vollen Strömen aus, und die Nachricht, daß Arno Strahl in Zietha sei, verdoppelte dieselbe. Sie glaubte nicht daran, daß derselbe erst auf den telegraphischen Ruf seiner geängstigten Mutter an das Krankenbett seines Vaters geeilt war, sondern hielt sein Kommen an diesem Tage für berechnet, um Helene in dem verabredeten Widerstande gegen ihre Eltern zu bestärken.

In dieser Weise trug sie ihrem Manne die Angelegenheit vor, der sich über das fatale Ereigniß nicht minder alterirte und unangenehme Bemerkungen über dasselbe von allen Seiten anzuhören bekam. Sie fand deshalb bei dem Gereizten vollen Glauben. Da Frau Wernicke in dieser fatalen Angelegenheit schon einmal mit Frau Strahl selbst gesprochen und sie um Fernhaltung ihres Sohnes gebeten hatte, so wurde jetzt nicht auf Arno allein, sondern auf die Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit der gesammten Familie Strahl die Schuld der Katastrophe geworfen.

Herr Wernicke stimmte, befriedigt, daß er einen Ausweg seines Zornes erhielt und auf fremde Schultern das sich doch zuweilen geltend machende Schuldbewußtsein abladen konnte, der Meinung seiner Frau bei; alle Verdienste Strahl's, die jetzt sein Unglück, ja die Ursache seines Todes wurden, waren vergessen, und als der Arme auf der Bahre lag, traf selbst die gebeugte Familie, als Strafe ihrer vermeintlichen Schuld, die vollständigste Theilnahmlosigkeit.

Das war Wernickes Rache für die ihnen widerfahrene Beschämung, welche eine lange Reihe vielleicht unausgleichbarer Folgen nach sich ziehen sollte.

Was andere wol sahen, bemerkte nur die trauernde Familie in den ersten Tagen nach ihrem Verluste nicht. Sie fand vorläufig keine Gedanken, kein Verständniß für etwas, was außerhalb dieses Verlustes selbst lag: alle äußern Angelegenheiten existirten für die Tiefgebeugten nicht.

Collegen ihres Gatten standen der Witwe theilnehmend zur Seite. Sie überließ denselben alles, was geschehen mußte, die Anordnung des Begräbnisses und der sonstigen Verhältnisse. So viel er es vermochte stand Arno ihnen bei; doch auch er war wie zerschmettert.

Das Begräbniß ging vorüber. Der Todte hatte seine Ruhe erhalten und das Leben forderte allmählich wieder seine Rechte.

Die Collegen von Arno's Vater besprachen mit

seiner Mutter nothgedrungen geschäftliche Verhältnisse, und bei ihm selbst trat zu gleicher Zeit der Gedanke an Helene in den Vordergrund.

Von dem Dienstmädchen erfuhr er, daß Helene verschwunden sei, man erfahre nicht genau, ob geflohen oder von den Eltern weggeschickt, und daß sie in den schweren Leidensstunden seines Vaters ihn habe sprechen wollen.

Geängstigt eilte Arno in den Kindergarten zu der Adelheid. Bei ihr, das wußte er, würde er Nachricht über Helene erhalten können.

Er fand dieselbe auch bei ihr, fand aber die junge Frau selbst in Bestürzung, weil ihr, als Folge der in der kleinen Stadt kreisenden Gerüchte, bereits eine beträchtliche Anzahl ihrer Pfleglinge entzogen worden war und stündlich neue Verluste drohten.

Mit dieser Nachricht und der Erzählung über alles Vorgefallene und Helenens Flucht vor der Gewalt nach Saalburg kehrte Arno zu seiner Mutter zurück, um hier nicht minder aufregende Dinge zu erfahren.

Der Director des Instituts, an welchem sein Vater Lehrer gewesen war, hatte unterdessen seiner Mutter einen Besuch abgestattet und die nun nicht mehr abzuweisenden geschäftlichen Fragen mit derselben besprochen. Er hatte dabei Dinge, Zukunftsfragen angeregt, an welche die Gebeugte bisher noch nicht

gedacht hatte und dabei leider trübe Aussichten eröffnen müssen.

Er bedauerte in herzlicher Weise den Verlust des braven Lehrers und um so mehr den so zeitigen Verlust desselben, weil sein Tod vor dem Ablauf der Zeit einer Pensionsberechtigung seiner Witwe erfolgt sei. Frau Strahl, die außerdem in Ziethа eine völlig Fremde war, konnte keinen Anspruch an die Stadt erheben, da dieses ausdrücklich in der Bestallung ihres Mannes vorgesehen stand. Sie fand sich demnach mit ihren Kindern durch den Todesfall in die hülfloseste Lage versetzt.

Die Pensionsberechtigung wäre mit dem Ablaufe des ersten Dienstjahres eingetreten, und der freundliche Director hatte es der Witwe angeboten, daß er in ihrem Namen ein Gesuch an den Stadtrath richten wolle, in diesem traurigen Falle von den Buchstaben des Gesetzes abzusehen und ihre Pensionsfähigkeit auch schon jetzt eintreten zu lassen.

Frau Strahl nahm dankend sein Anerbieten an und bat ihn in der Besorgniß der drohenden Hülflosigkeit dringend, seinen ganzen Einfluß für sie in die Waagschale zu werfen.

Der Director sagte ihr das bereitwillig zu. Doch bat er sie zugleich, sich nicht zu fest in der Hoffnung auf Erfüllung des Gesuches zu wiegen, weil der Bürgermeister sammt dem Stadtrath, von welchem die Entscheidung abhängig sei, der Dienste wegen,

welche Doctor Strahl der Opposition geleistet habe, nicht wol auf den Verstorbenen zu sprechen sei.

„Ihr guter Mann hatte sich da in eine, für einen städtischen Beamten sehr misliche Angelegenheit eingelassen — in die sich nur ganz unabhängige Leute, wie Ihr Hauswirth, Herr Wernicke, gefahrlos wagen dürfen," schloß er mit gerechtem Bedenken.

„Und glauben Sie wirklich, daß man der Witwe diese übel aufgenommene Handlungsweise des Verstorbenen nachtragen werde?"

Der Director zuckte bedenklich mit den Achseln.

„Man würde Ihnen deshalb kein Recht vorenthalten können, aber es ist die Frage, ob man Ihnen über Ihre Berechtigung hinaus eine Vergünstigung wird gewähren wollen. Ich sage Ihnen das nicht, weil ich selbst hoffnungslos bin, sondern um Ihre Hoffnung nicht zu hoch zu erregen, damit eine Täuschung nicht noch schmerzlicher wird."

Mit diesen Worten empfahl sich der Director — Frau Strahl blieb voll sehr gemischten Empfindens zurück.

Als Arno bald nachher nach Hause kam, erzählte sie ihm von dem Besuche und die ganze Unterredung mit dem Director.

Der Jüngling hatte den Paragraphen über die Pensionsberechtigung der Witwe in der Anstellung seines Vaters noch gar nicht gekannt, sondern dieselbe für unbedingt gehalten. Todesbleich und in einem

Schrecken, der ihm eisigkalt bis zum Herzen drang, hörte er seiner Mutter zu. Mit einem male war es ihm, als ob ein Lichtstrahl mit blitzgleichem Zucken alle drohenden Schrecken enthülle, in furchtbar greller Beleuchtung ihm alles erkläre, vor dem er bis jetzt wie ein Blinder gestanden hatte. . .

„Das also ist es, weshalb Herr Wernicke sich nicht um Dich kümmert, auf dessen Bitte allein der Vater sich in diese Streitigkeiten zwischen Rath und Stadtverordneten gemischt hat! Er kennt die Pensionsfrage aus dem Collegium, und der reiche Mann fürchtet, daß wir ihm zur Last fallen werden. Nein, Mutter, das soll nicht geschehen! Dein, des Directors, ja jedes Gesuch ist unnütz — ich kenne diese kleinlichen Naturen und ihre erbärmliche Rachsucht; aber wir wollen trotzdem nicht verzagen. Wir wollen arbeiten und werden nicht zu Grunde gehen, wenn sich auch niemand um uns bekümmern will."

„Und was wird aus Dir, Arno, aus Deinem Studium, — die Examina? . ." fragte die Mutter sorgenvoll.

„Bah, muß es denn gerade ein Doctor sein? Es gibt ja so viele andere Branchen, in denen ein junger Mann, der etwas gelernt hat, Brot verdienen kann, und täglich werden noch neue hinzu erfunden. Es wird sich auch für mich etwas finden."

„So willst Du Dein Studium aufgeben, mein Sohn?"

„Ich werde es müssen, liebe Mutter, denn die medicinischen Examina kosten viel Geld und das haben wir doch nicht.“

Die Mutter brach in heiße Thränen aus.

„Weine nicht, Mutter, nicht deshalb, gute Mutter!“ bat der geängstigte Sohn und nahm die Tiefgebeugte liebevoll in seine Arme. „Der liebe Gott wird uns nicht verlassen, wenn es auch anfänglich noch so trübe vor uns aussieht.“

„Ach, so kommt ein Unglück zu dem andern, ein Unglück aus dem andern — und endlich ist das ganze Dasein ein einziges, riesengroßes Unglück! Unabsehbar wie das Meer, unberechenbar und unübersteiglich, wie der Bergesgrat, der in den Wolken gipfelt. . .“

Vergeblich suchte Arno den gebeugten Sinn der Mutter tröstend zu erheben — ja ihn selbst erpackte unter ihrem Jammer ansteckend das Grauen vor einer sich mehr und mehr verdunkelnden Zukunft.

In dieser verzweiflungsvollen Stimmung schrieb er seinen Brief an Helene, in welchem er derselben seine Lage und Hoffnungslosigkeit darlegte. Die Wirkung desselben auf Helene erfuhren wir bereits im vorigen Kapitel.

Ueber den Erfolg des Gesuches vom Director an den Stadtrath hatte sich Arno nicht getäuscht. Sehr schnell erfolgte an Frau Strahl eine kurze, ablehnende

Antwort — auch nicht das Geringste wurde ihr bewilligt.

„Mögen sie denn!“ rief Arno und warf unmuthig das Blatt auf den Tisch, „so haben wir eben niemand etwas zu danken. Es müßte ja schnurrig zugehen, wenn Leute, welche Lust und Muth zum Arbeiten haben, im deutschen Vaterlande verhungern sollten.“ —

Er war fest entschlossen, sich um irgendeine mit seinen Fähigkeiten harmonirende Stellung zu bemühen, und schrieb in diesem Sinne an Berner, von dessen Geschichte er noch nichts vernommen hatte und den er als glücklichen Gatten und Betriebsdirector in Saalburg glaubte.

Frau Strahl aber machte ohne Vorwissen ihres Sohnes, der wieder einen Besuch bei Frau Adelheid abstattete, ebenfalls einen solchen bei ihren Hauswirthen.

Herr und Frau Wernicke empfingen die in tiefe Trauer gekleidete Dame, welche binnen wenigen Tagen zum bleichen Schattenbilde geworden war, zwar höflich, doch so kühl, daß der gebeugten Frau die absichtlige Zurückhaltung des Ehepaares nicht unbemerkt bleiben konnte. Weit entfernt davon, den wahren Grund dieser Stimmung zu ahnen und dabei an Helene und Arno zu denken, schrieb sie dieselbe auf die von Arno vermuthete Ursache, daß man sich durch solche Reserve vor jeder Last bewahren wolle. Diese Entdeckung erstickte beinah das Wort in ihrer Kehle.

Sollte sie hier bitten, wo man ihr die Ungeneigtheit zum Gewähren schon zeigte, bevor sie noch zu bitten wagte? — Am liebsten wäre sie nach wenigen Worten der Begrüßung wieder gegangen. Hätte es sich nur um sie selbst gehandelt, so würde sie auf der Schwelle umgekehrt sein und in eigener Sache kein Wort an diese kalten, unfreundlichen Gesichter haben richten können.

Nach wenigen Höflichkeitsreden hinüber und herüber bekannte Frau Strahl, daß sie noch mit einer Bitte an Herrn Wernicke gekommen sei und auf freundliche Aufnahme derselben hoffe.

Herr Wernicke vermochte eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen und blickte fragend auf seine Frau.

Um so stolzer und sicherer richtete sich diese empor.

„Sprechen Sie immerhin, Frau Doctorin,“ erwiderte sie statt ihres Mannes mit Selbstbewußtsein; „Sie werden uns gewiß gern zur Erfüllung Ihres Wunsches bereit finden, wenn sich das mit unsern Grundsätzen in Einklang bringen läßt.“

Frau Strahl empfand das Verletzende dieser Antwort tief; ihre Finger umkrampften das noch thränenfeuchte Taschentuch, aber sie zwang sich zur weichblütigen Gelassenheit.

„Sie wissen, Herr Wernicke,“ sagte sie, „welches Schicksal mich betroffen hat. Ich bin Witwe gewor-

den, ohne Pension zu beziehen; zwei Töchterchen wachsen erst langsam heran und bedürfen meiner Hülfe noch lange. Auch mein Sohn konnte sein Studium noch nicht vollenden. Mein guter Mann ermöglichte Arno's Studium, indem er ihm den Schlaf seiner Nächte opferte und mit schwierigen, philisophischen Arbeiten Nebeneinnahmen erzielte. Sie wissen ja, wie karg allgemein die Lehrergehalte bemessen sind. Der Todesfall stört uns alles. Ich bin mittellos und muß für mich und meine Töchter Brot erarbeiten. Zu Arno's Studium und Examen aber kann ich das Nöthige nicht erübrigen, und meines Sohnes Carrière ist ruinirt, wenn es ihm nicht gelingt, ein Stipendium zu erhalten, mit dessen Hülfe er ausstudiren und das Examen machen kann. Meine Bitte geht nun dahin, Herr Wernicke, wollen und können Sie nichts zur Erreichung dieses meines heißen Wunsches thun? Zietha soll, wie ich höre, viele Stipendien besitzen. Sie sind ein angesehener, vielgeltender Mann — Sie haben meinen guten Mann gekannt und wissen, welchem unglücklichen Umstande sein Tod schuld gegeben werden muß — thun Sie etwas für die Witwe und seine Kinder, wenn es Ihnen möglich ist! Wenn Arno ausstudiren kann, so wird er meine und seiner Schwestern Stütze werden — was aber soll aus ihm werden, wenn er seine Carrière aufgeben muß? —"

„Das wird der ja sonst so kluge und unter-

nehmende Herr Sohn gewiß bereits besser wissen' als jeder andere," fiel Frau Wernicke, welche mit lautklappenden Nadeln während Frau Strahl's Rede einen Strickstrumpf bearbeitet hatte, schnippisch ein.

Herr Wernicke aber zog ein bedenkliches Gesicht, blickte sinnend auf die Straße heraus, während die Stricknadeln seiner Frau bereits wieder mehr impertinent laut als lustig raselten und sagte nach mehrmaligem Räuspern, zu der harrenden Witwe gewendet, die auch Frau Wernicke's schnippische Antwort mit der Ruhe eines Opferlammes hingenommen hatte:

„Ihr Sohn ist fremd hier, Frau Doctorin, und die allerdings vorhandenen Stipendien sind natürlich für Einheimische gestiftet — ja oft an bestimmte Familien und deren Abstammungen statuarisch gebunden. Ich will nun zwar nicht behaupten, daß in dieser Hinsicht noch keine Ausnahme stattgefunden habe, zu Gunsten eingewanderter Fremder, und es könnte eine solche auch wiederum zu Gunsten Ihres Sohnes gestattet werden. Ich jedoch und das Collegium der Stadtverordneten sind in dieser Angelegenheit ohne Stimme und Einfluß. Die Verfügung im Ordinären und Extraordinären der Stipendien steht dem Patronate für Kirche, Schule und milde Stiftungen zu, an dessen Vorsitzenden Sie Sich um die fragliche Vergünstigung werden wenden müssen. Ich verhehle Ihnen gar nicht, daß sein persönliches Wolwollen das entscheidende Moment bildet."

„Und wer ist der Vorsitzende dieses Patronats, Herr Wernicke?“ fragte Frau Strahl, welche dieser Auseinandersetzung mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Der Bürgermeister,“ antwortete Herr Wernicke.

Ueber Frau Wernicke's Gesicht flog in demselben Augenblick ein höhnischer Ausdruck. Frau Strahl gewahrte denselben und deutete ihn in ihrer Weise. Eine Purpurwolke stieg über ihr ganzes Gesicht, in ihren Augen blitzte es auf, ein Blitz, der den Faden ihrer himmlischen Geduld zerriß. Sie erhob sich schnell, schob den Stuhl zurück und sagte frostig:

„Ich danke für Ihren Rath, Herr Wernicke — und um so mehr für Ihre Mühe, weil Sie im voraus wußten, daß er mir nichts helfen konnte. Ihnen gerade ist es ja nicht unbekannt, daß die Familie meines Mannes, weil er vermeintlichen Freunden zu gern gefällig war, vom Bürgermeister in Zietha kein Wolwollen zu erwarten hat.“

„Vermeintliche Freunde!“ fuhr Frau Wernicke auf, „ih sehen Sie doch, Sie wollen sich wol noch mit Ihrer Freundschaft gegen uns brüsten, nachdem Ihr Sohn unsere Tochter zum Ungehorsam gegen die Eltern und zum skandalösen Verlassen des Vaterhauses verführt hat? das haben Sie geduldet, denn ich habe es Ihnen gesagt, daß ihr Sohn unsrer Tochter nachstellt! Unter Ihren Augen ist es geschehen, und das nennen Sie Freundschaft? — Ihre

Freundschaft ist draußen, Frau Strahl, und wir danken für dieselbe."

„Dagegen mich zu vertheidigen wäre unter meiner Würde, Frau Wernicke. Wußten Sie das alles, weshalb hüteten Sie Ihre Tochter nicht? das war doch das Leichtere. Ich weiß nicht, was Ihre Tochter zu dem verzweifelten Entschluß einer Flucht aus dem Elternhause gebracht haben mag; nur das weiß ich mit Bestimmtheit, daß Arno erst auf meinen Ruf an das Sterbebett seines Vaters nach Zietha gekommen und bis zum letzten Athemzuge desselben nicht von diesem Sterbebette gewichen ist. Leben Sie wol!" —

Sie entfernte sich schnell und kehrte in ihre Wohnung zurück. Arno war noch nicht wieder nach Hause gekommen, und sie beschloß, demselben ihren Schritt zu verheimlichen. Der Verkehr mit ihren Wirthsleuten war mit dieser Unterredung für alle Zeiten beendet, das fühlte sie. Sie hatte jetzt von Fremden nichts mehr zu hoffen, sondern mußte mit ihren Kindern eigene Zukunftspläne entwerfen, die sie ohnedies sobald als möglich aus diesem Hause und in eine wolfeilere Wohnung führen mußten. —

Arno war zu Frau Adelheid in den Kindergarten gegangen und fand dieselbe inmitten einer sehr kleinen Schar ihrer Pfleglinge mit trübe umwölkten Zügen. Doch heiterten sich dieselben bei sei=

nem Anblicke auf. Sie kam ihm mit der gewohnten Herzlichkeit entgegen und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Herr Strahl,“ sagte sie mit mattem Lächeln, „wenn man in diesen Zeiten überhaupt noch von gut reden darf. Bringen Sie mir Nachricht von Helenen?“

„Nein, Frau Adelheid, ich warte mit Sehnsucht auf ihren Brief. Ich hoffte gerade bei Ihnen Nachricht von ihr zu finden — doch weshalb sind Sie so trübe gestimmt, verehrte Frau?“

„Sie ahnen es nicht?“

„Nein, ist wieder etwas vorgefallen? — Ich sehe nur, daß die Zahl Ihrer Pfleglinge sich auffallend verringert hat.“

„Ja, das ist so,“ erwiderte sie mit einem schmerzlichen Blick auf die kleine Schar, aus welcher heute gar kein Jubel ertönte, um so mehr aber scheue Blicke zu den Sprechenden herüberflogen. Frau Wernicke's Gift hat außerordentliche Früchte getragen und noch nicht ausgewirkt. Die neue Dosis wird ihren Zweck nicht verfehlen.“

„Welche neue Dosis, Frau Adelheid, mein Gott, was ist denn wieder geschehen?“ —

„Haben Sie die neueste Zeitung noch nicht gelesen?“

„Nein. Was scheren mich jetzt Politik und Zeitungsnachrichten, man hat augenblicklich mit den innern Verhältnissen genug zu thun.“

„So lesen Sie hier diesen Artikel. Der Herr Redacteur scheint nicht genug daran zu haben, Stadtschreiber im fürstlichen Dienste zu sein, er ist auch noch in den Hofdienst der Frau Wernicke getreten."

Arno las den ihm bezeichneten Artikel. Derselbe befand sich unter der zweifelhaften Rubrik „Eingesandt", die nur zu oft von den Redacteuren dazu misbraucht wird, um eigenes oder befreundetes Wol- und Uebelwollen gegen Persönlichkeiten mit dem Schein der Unparteilichkeit zu maskiren. Der Artikel enthielt in scheinbar harmloser Form die giftigsten Hinweise auf eine leider sehr bekannt gewordene Familientragödie, deren Grundfäden in einem jener Institute zu suchen seien, welche die Neuerungssucht und Freigeisterei uns bringe, um Sitte und Religiosität schon in der Kindheit zu vergiften. Es werde nun abzuwarten sein, wie lange die Eltern ihre Lieblinge noch der Gefahr eines Instituts aussetzen würden, aus dem solche Früchte, wie Verführung und Entführung, unter den Augen der betreffenden Vertrauensperson reifen dürften. . .

„Fühlen Sie den Stachel, Herr Strahl?" fragte Adelheid, die seinem Auge über die Zeilen gefolgt war.

„Das ist infam! Ein nichtswürdiger Artikel und so geschickt maskirt, daß jeder die Maske durchschauen muß, während das Gesetz an ihrem feinen Drathgeflecht erlahmt."

„Sie haben recht, Herr Strahl, der Artikel ist

infam, sehr nichtswürdig, leider unerreichbar, aber sicher treffend. Ich habe heute bereits die Wirkung dieser Waffe erfahren — und sie ist noch nicht zu Ende."

Die Thürglocke lautete fast in demselben Augenblicke. Ein Dienstmädchen kam eiligen Schrittes den Weg durch den Garten her und trat in das Haus. Arno bemerkte wie Adelheid noch etwas mehr erbleichte, doch sich zugleich gewaltsam zusammennahm und ahnte daraus die kommende Scene.

„Einen Empfehl von meiner Frau" bestellte das Dienstmädchen, und ich sollte die Kleine abholen."

Adelheid neigte würdevoll das Haupt, ohne ein Wort zu erwidern. Sie schritt mit ruhiger Würde zu der kleinen Schar, beugte sich zu einem niedlichen Mädchen nieder und bekleidete dasselbe liebevoll mit dem Hut und kleinen Mäntelchen. So führte sie das Kind zu dem harrenden Dienstmädchen. „Meine Empfehlung!" bestellte sie demselben, küßte mit einer schwer unterdrückten Leidenschaftlichkeit das reizende Kind und wandte sich dann schnell ab — zu Arno zurück.

Mit langsamen Schritten kam sie auf ihn zu, sie schien sich erst wieder fassen zu wollen, ehe sie ihn erreichte. — Das Dienstmädchen eilte unterdeß mit dem kleinen emsig trippelnden Mädchen an der Hand, das noch nicht wußte, was ihm geschah, durch den Garten dem Ausgange zu.

Adelheid blieb stehen und blickte den sich Entfernenden nach — da klappte die Thür, schellte die Glocke — die Kleine war fort.

In Adelheid's Augen glänzten Thränen, die sie schnell verwischte.

„Das Kind war mein Liebling," sagte sie nach einer Weile, „dieselbe kleine Therese, welche Ihnen bei Ihrem ersten Besuche in diesem Kindergarten das selbstgefertigte Uhrband schenkte."

„O hätte dieser erste Besuch nie stattgefunden!" rief Arno leidenschaftlich, „so wäre Ihnen diese bittere Stunde erspart geblieben. Ich bin der Störer Ihres Friedens geworden — habe Ihnen vielleicht Ihr Institut ruinirt."

„Kränken Sie mich nicht durch solche Worte!" bat die Kindergärtnerin. „Mehr als der Abschied meines Lieblings schmerzen Sie mich, schmerzt Mistrauen. Nie wird ein möglicherweise drohender Nachtheil der Regulator meiner freundschaftlichen Gefühle und Handlungen werden dürfen. Was ich gethan oder geduldet habe, habe ich für recht gehalten und kenne dabei keine Rücksicht, als die Pflicht der Freundschaft. Und stände ich jetzt, wo man mir den Liebling unter meinen Pfleglingen entr'ssen hat, noch einmal an der Pforte der Ereigniße und sähe mit Kassandra's aufgeschlossnem Sinne was sich begeben muß und begeben hat, voraus, so würde ich doch nicht einen Augenblick darüber schwanken, was ich zu

thun hätte . . . Diese schmerzliche Stunde hat mich nur darüber belehrt, daß der erste Gedanke, welchen ich bei der Lectüre dieses Zeitungsartikels faßte, der beste war."

„Und welcher war das?" fragte Arno.

„Der Entschluß diesen Kindergarten zu verkaufen. Dort liegt bereits der Brief an die Zeitung in M., der meine Annonce enthält — ich schwankte vorher noch, ihn abzusenden."

Arno betrachtete die muthige, hochherzige Frau mit Verehrung und tiefschmerzlichem Empfinden zugleich. Er ahnte ungefähr, glaubte dieses wenigstens, welches Opfer es für diese Frau sein müsse, das selbstgeschaffene Institut, an dem ihr Herz und ihre Zukunftshoffnung hing und das sie mit der eignen Kraft des Geistes gegründet und zur Blüte gebracht hatte, aufzugeben, um gegen wenige Thaler Entschädigung fremd aus demselben hinauszugehen. Andern Händen sollte sie den Garten überlassen, in welchem sie mit Sorgfalt und Liebe gesäet und gepflanzet hatte. —

„Handeln sie auch nicht übereilt, Frau Adelheid, zu schnell unter dem ersten Impuls?" fragte Arno mit warmem Ausdruck.

„Gewiß nicht, Herr Strahl. Ich mag nicht länger wirken, wenn mir das Vertrauen fehlt. Daran würde auch meine Lust erlahmen. Soll ich mein Institut zerfallen sehen? Oder glauben Sie, der

heutige öffentliche Angriff würde vereinzelt bleiben? Ich kenne Frau Wernicke besser — in ihrem Haß ist die Frau consequent, das werden uns die nächsten Tage und die nächsten Zeitungsnummern lehren."

„Sie wollen Zietha verlassen?"

„Sobald ich mein Institut in andere Hände gegeben habe.

„Welche Collisionen, welche Verwicklungen! so vermag eine vom Flügelschlag des Vogels sich lösende Schneeflocke zur Lawine anzuschwellen" . . .

„Ich gehe jetzt gern fort. Wo man solche Erfahrungen machen kann, wo solche Dinge möglich sind, wie ich sie hier erleben mußte, werde ich den Weggang nicht bedauern. Die böse Klatschsucht einer Frau vermag mit ihrer Zunge zu zerstören, was ich mit Fleiß und Liebe langsam erschuf . . . und diese Frau nimmt sogar das Muckerthum, das sie sonst verhöhnte, in ihren Dienst, und das Muckerthum freut sich ihres so edlen Dienstes! Aber, lassen wir doch alle fernere Betrachtung dieser Erbärmlichkeit. Ich bin hier fremd. Mich bindet an Zietha nichts, als das Grab meines Mannes. Sein Gedächtniß liegt bei mir, aber nicht auf dem Kirchhofe draußen, nicht dort suche ich ihn, nein, es begleitet mich immerdar. Meine Heimath ist die Welt. Ungebeugt und mit dem festen Willen, mir freie Bahn für meinen neuen Wirkungskreis zu suchen oder zu schaffen, trete ich in dieselbe hinaus. Mein Stern mag mich leiten, und wo er mir

eine neue Pflanzstätte zeigt, da will ich Hütten bauen."

„Sie besitzen so guten Muth, Frau Adelheid!"

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt."

„Sie stehen allein, selbst ein für sich allein. Ach mein Geschick ist es auch nicht, was mich besorgt macht, sondern das meiner Mutter, meiner Schwestern. Es ist eine große, schwere Krisis, die uns alle erpackt hat und aus der ich noch gar keinen Ausweg sehe. Ihnen, Helene, meiner Freundin, gestehe ich es — recht düster erscheint mir die Zukunft."

„Weil die Krisis uns noch umtobt, doch sie darf nicht permanent werden. Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann! Dieses Dichterwort ist mir, seitdem ich es kenne, nie aus dem Sinn gekommen, nur habe ich mir das Mann in Mensch erweitert. Die Krisis darf nicht permanent, sie muß überwunden werden — also durch! mein Freund! Helene sei die Losung!"

Arno ging, nachdem sich beide das Versprechen gegeben hatten, einander die etwa von Helenen eintreffenden Nachrichten mitzutheilen. Sie waren um deren Geschick um so mehr besorgt, weil sie seither über die Aufnahme des Flüchtlings bei Treuhardts noch gar nichts in Erfahrung gebracht hatten, auch nicht wissen konnten, welche Schritte etwa von Helenens Eltern aus gegen dieselbe unternommen worden waren.

Arno ging mit Hochachtung vor der muthigen Frau erfüllt, die ohne eigene Schuld, nur um ihrer Freundschaft

zu Helenen willen, in diese ganze Krisis hineingezogen worden war, die harte, sehr harte Schläge durch dieselbe empfing und doch die Ungebeugteste, Muthigste im Bewußtsein ihres Rechtthuns blieb.

Arno hatte sich in Zietha an mehreren Orten um eine Stellung bemüht. Er hatte sich sowol zum Unterricht für Kinder, als auch zum Schreiben und zur Anfertiguug schriftlicher Arbeiten in mehrern Expeditionen angeboten, doch überall ohne Erfolg. Auch den Heimweg von der Adelheid verband er mit einem solchen Versuche, der gleichfalls ein vergeblicher blieb und ihm eine augenscheinlich absichtlich kühle Abfertigung eintrug.

„Adelheid hat recht,“ sagte er sich während des Restes vom Heimweg, „hier blüht für uns keine Zukunft mehr. Auch ich will hier keine Bitte, kein Gesuch mehr verschwenden, denn nicht Verdienst und Kenntniß sind hier maßgebend, sondern das Vorurtheil entscheidet bedingungslos gegen uns. Ich will nach Saalburg gehen und dort mein Glück versuchen. Dort ist man mir freundlich gesinnt, und wenn ich dort einen Erwerbszweig, eine Stellung finde, so mag die Mutter mit den Schwestern mir nachkommen damit wir gemeinsam unser Schicksal selbst uns schaffen.“ —

So kam er nach Hause und theilte seiner Mutter den Besuch bei Frau Adelheid, seine Unterredung mit derselben, ihren Entschluß den Kindergarten zu verkau=

sen und in die Fremde zu ziehen mit, sprach ihr weiter von den eigenen misglückten Bestrebungen sich eine Stellung in Ziethа erringen, sowie von seinem Entschluße, sein Heil ebenfalls auswärts und zwar in Saalburg zu versuchen, wohin ihm später, wenn sein Streben mit Erfolg gekrönt worden sei, die Mutter mit den Schwestern folgen solle.

„Ich widerspreche Dir nicht, mein Sohn," sagte Frau Strahl, als er geendet hatte, und befreite durch diese Zustimmung Arno von einer großen Sorge, „denn auch ich hege für hier keine Hoffnung mehr für uns. Auch scheide ich ohne Klage von einem Orte und von Menschen, durch die mir so Schmerzliches wiederfahren ist. Der Geist Deines Vaters wird uns nicht zürnen, wenn wir das Grab seines Leibes in fremder Obhut lassen."

„Gerade wie Adelheid sprach, so spricht nun auch die Mutter," sagte Arno durch seiner Mutter edle Ruhe erleichtert, und so mag es denn geschehen — und schnell geschehen, was das Geschick fordert. Nun ich mit dir mich einig weiß, besitze ich Muth und Freudigkeit. Mit Dir vereinigt werden wir siegen. Und ziehen wir auch jetzt mit schwerem Herzen hinaus, unser Sinn ist muthig und unser Wille fest: mit ihnen werden wir uns Bahn durch alle Hindernisse brechen." —

Während Arno noch mit seiner Mutter ernstlich erwog, wann er abreisen und was er in Saalburg

zuerst beginnen solle, kam ein Brief an. Derselbe war von Berner und berichtete dem erstaunten Arno dessen tragisches Geschick.

„So ist denn der Teufel an allen Ortrn los“ rief er vor Schrecken bleich, und immer und immer wieder durch diese beiden alten Weiber!“ —

Doch auch Berner's Brief war im ruhigen, muthigen Tone gehalten und ließ, trotz der gescheiterten wichtigen Hoffnungen keine Spur von Verzweiflung, sondern im Gegentheil den festen Entschluß, mit dem Schicksal um den Preis der Zukunft zu ringen, erkennen.

„Solche Schläge wie du und ich erlitten haben, müssen mit männlichem Muthe ertragen werden,“ schrieb er dem Freunde, „komm Du nur her, nach Saalburg, ich hoffe es soll nicht schwer halten, eine passende Stellung zu finden, welche Dich und Deine Lieben der Sorgen überhebt. Müssen wir alle doch vorläufig uns genügen lassen, wenn wir nur eine bescheidene Existenz, ohne jeden luxuriösen Ausputz gewinnen. Treuhardt hat viele Bekanntschaften in geeigneten Kreisen und wird sich Dir gern widmen; für Dich wird sich leichter etwas Passendes finden lassen, als für mich. Wir suchen und streben sogleich miteinander. Nur nicht verzagt, denn das hieße sich selbst verloren geben! Wir wollen den Weibern, welche nur mit Intriguen zu fechten verstehen, doch imponiren mit unsrer Manneskraft; mögen sie ihre

Netze noch so klug und dicht spinnen, es kann nichts helfen: wir müssen eben durch! Also komm, doch komm bald. — Auch Helenens Thatkraft wird sich noch stählen, wenn Du hier bist. Das muthige Mädchen will sich, da die Ziethaer unversöhnlich scheinen, ebenfalls nach einer passenden Stellung bemühen, um in derselben ihr Recht auf Selbstständigkeit und Freiheit der Bestimmung zu bewahren und zu beweisen." —

Arno las seiner Mutter des Freundes Brief vor und sie billigte demselben gegenüber seinen Entschluß, bereits am folgenden Tage nach Saalburg zu reisen. „Zum Aufbau unserer Zukunft," wie er voll guter Hoffnung sagte.

IV.

Verbündete Seelen.

Fräulein Sophie Köhler war seit ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise nach Saalburg fast noch frömmer geworden, als sie dieses früher schon gewesen war. Doch schien die frühere gutmüthige Herzlichkeit ihr auf der erwähnten Reise vollständig verloren gegangen zu sein. Ihr ganzer Charakter, mit sammt ihrer Frömmigkeit hatte einen harten, leidenschaftlichen und unduldsamen Ausdruck angenommen, der sich rückhaltlos kundgab, was sich mit dem Verflusse der Zeit eher verstärkte, als abschwächte.

Allerdings war diese Emporschraubung der Stimmung der hochbetagten Dame mehr eine künstlich genährte, als eine natürliche, und es hätte sich dieselbe wol längst in das gewohnte, ebene Bett der wahrhaft christlichen Milde und Duldsamkeit zurückgefunden, wenn diese Reaction nicht auf das eifrigste bekämpft und verhindert worden wäre.

Zwei sonst sehr widerstrebende Elemente hatten sich zu diesem edlen Werke der Aufrechterhaltung des Hasses gegen Treuhardts und Helene in der alten Dame wie Altverbündete die Hände gereicht. Die freisinnige Frau des freisinnigen Herrn Wernicke, welche in frühern Zeiten die große Kirchlichkeit ihrer Schwester Sophie und die Verehrung derselben für den von modernen Glaubenseifer erfüllten Diaconus Lehfeld oft genug zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht hatte, war jetzt plötzlich eine warme Freundin desselben Predigers geworden. Sie besuchte seine Kirche und sein Haus zu ernsten Privatgesprächen.

Die stolze Frau war es nicht im Stande, eine erlittene Niederlage zu überwinden und denen zu verzeihen, welche sie dabei auf der Seite der Gegenpartei gesehen hatte. Am wenigsten vermochte sie das in dem sie so tief berührenden Falle mit Helenen, bei welchem sie und ihr Mann in öffentlicher Weise bloßgestellt, der Fürst beleidigt, die Familie Gerber zu Todfeinden gemacht und sie selbst zum Object des Klatsches und Spottes aller Feindinnen und Neider geworden war.

Diese Katastrophe hatte sie mitten in das Herz getroffen. Das aus der schmerzenden Wunde quillende Blut kochte in wildem Hasse und die nicht endenden Erinnerungen, welche die beleidigte Frau an ihre Niederlage erhielt, ließen diese Erregung nicht zur Ruhe kommen, vergällten sie nur immer mehr, Frau

Wernicke's Haß gegen Helene blieb unversöhnlich, so-
lange sich dieselbem nicht bedingungslos ihrem Willen
unterwarf, und in diesem Hasse blieben alle ein-
geschlossen, welche der Entflohenen Freunde gewesen
waren. Treuhardts, Strahls, Berner, Adelheid. So
viele sie davon zu erreichen vermochte, sollten diesel-
ben alle ihre Rache empfinden und um derselben Ge-
nüge zu thun, verschmähte sie selbst das Bündniß mit
einem Prediger nicht, den sie früher niemals anders,
als einen heuchlerischen Pfaffen genannt und dessen
Einfluß auf ihre Schwester Sophie sie immer gründ-
lich bekämpft hatte. Heute machte sie diesen Einfluß
zu ihrem Bundesgenossen, zum Mittel der Befriedigung
ihres Hasses.

Daß Helene nicht ohne unbedingte Unterwerfung
unter ihren Willen in das Elternhaus und in die
früheren Kindesrechte zurückkehren sollte, dessen war
sie sich selber sicher. Aber nicht Helene allein, auch
Treuhardts sollte ihre Rache treffen. Treuhardts
sollten jetzt von der reichen Erbschaft Sophiens aus-
geschlossen werden. Doch Sophie war schwach, gut-
müthig und mildem Einflusse nicht unzugänglich. Das
wußte Frau Wernicke, und es mußte deshalb jeder
solcher Einfluß von vornherein unschädlich gemacht
und durch mächtigere Gegenströmung paralysirt wer-
den. Um diese mächtigere Gegenströmung zu erreichen,
hatte sich Frau Wernicke mit dem christlichen Geist-
lichen verbunden. Sie ahnte dessen christliches Be-

streben, einen Theil des reichen Erdengutes von Fräulein Sophie zu Legaten für fromme Stiftungen bestimmt zu sehen, und sie war entschlossen, lieber dieses Verlangen des frommen Mannes zu unterstützen, um nur mit Bestimmtheit die „demokratische“ Gesellschaft in Saalburg von jeder Erbschaft auszuschließen.

Die beiden Seelen hatten sich schnell verstanden, vielleicht auch gegenseitig durchschaut. Jedenfalls waren sie treue Verbündete geworden. Herr Lehfeld wiederholte seine Besuche bei dem frommen Fräulein immer häufiger und wußte ihre Entrüstung gegen die undankbaren Verwandten durch scheinbar unabsichtliche, aber um so sicherer berechnete christliche Ermahnungen dauernd wach zu erhalten. Auch Frau Wernicke besuchte jetzt ihre Schwester öfter, als sie dieses jemals früher gethan hatte und zeigte sich, ganz gegen ihre sonstige Weise, theilnehmend und herzlich gegen dieselbe. Das gute alte Fräulein fand darin weder Absicht, noch Arg, sondern nur das aufrichtige schwesterliche Bestreben, sie über den erlittnen Schmerz und Aerger zu trösten. Gierig sog sie daneben die Brocken des Hasses ein, welchen die Schwester ihr mit kunstfertiger Hand darbot.

„Es sollte mir nur leid thun, wenn Dein schönes Vermögen einmal in solche Hände käme,“ pflegte sie gelegentlich einzustreuen, „denn Du würdest damit nur die Ränke der Demokratenbrut unterstützen.

Willst Du im Sinne der Religion handeln, so stifte Schenkungen und laß den Theil Deines Gutes, welcher diesen gottlosen Menschen zufallen würde, an christliche Stiftungen übergehen. Dadurch hälst Du Dein Gewissen rein und thust wirklich Gutes."

Da, jedoch ohne daß Fräulein Sophie davon wußte, Frau Wernicke mit dem Diaconus Lehfeld Hand in Hand arbeitete, so verfehlte der fromme Mann niemals, im geeigneten Augenblicke mit christlichen Waffen zu secundiren, und sowol mittelst geschickter Anspielungen, als auch gut ausgewählter Lektüre, die zeitlichen und ewigen Verdienste frommen Wolthuns zu verherrlichen.

Fräulein Sophie, welche von vornherein Neigung zur christlichen Schwärmerei in sich trug, denn ihre Frömmigkeit war ja in Wahrheit stets eine echte, keine künstlich erzeugte, sondern nur verbildete gewesen, gab solchen Reden gern Gehör und lebte sich allmählich mehr und mehr in den Gedanken hinein, eine Nachfolgerin der erhabnen und schönen Beispiele von christlichen Woltthäterinnen zu werden, welche in dem von ihr mit Genuß gelesenen Büchern geschildert wurden.

An dem Gedanken, Treuhardts und die früher so sehr geliebte Nichte von ihrem Testamente auszuschließen, gewöhnte sie sich immer mehr. Sie empfand um so weniger noch Scrupeln bei demselben, weil von ihren Verwandten seit dem Hochzeitstage auch

nicht der kleinste Schritt unternommen worden war, um ihren gerechten Groll zu versöhnen. So steigerte sich die Gereiztheit der alten Dame auch durch die verletzte Eitelkeit und sie wurde in kürzester Zeit für die Pläne Lehfeld's und ihrer Schwester gewonnen, wo ein einziger versöhnlicher Brief von Treuhardt oder Ida dieselben jedenfalls vernichtet haben würde.

Das fürchtete auch Frau Wernicke, welche die Wankelmüthigkeit ihrer Schwester nur zu gut kannte. Deshalb beeilte sie die Ausführung ihres Planes in ihrer Weise, welche bei einer minder harmlosen Natur, als Fräulein Sophie Köhler eine war, wenigstens unvorsichtig gewesen wäre. —

An einem Nachmittage, an demselben, wo Vormittags Frau Strahl ihren übelaufgenommnen Besuch bei Wernickes gemacht und Arno bei Frau Adelheid den gegen dieselbe gerichteten boshaften Zeitungsartikel gelesen hatte, schritt Frau Wernicke in eleganter Toilette und mit ihrer triumphirenden Miene aus ihrer Wohnung dem Markt zu und trat in das Haus ihrer Schwester.

In dem Zimmer derselben waren Vorbereitungen getroffen, welche auf die Vornahme des feierlichen Aktes hindeuteten.

Frau Wernicke umarmte und küßte ihre Schwester, welche ebenfalls mit außergewöhnlicher Sorgfalt in schwarzen Atlas gekleidet war, anscheinend mit der wärmsten Theilnahme und wünschte mit beredten

Worten, daß das Vorhaben derselben ihr und der Welt zum Heile und Segen gereichen möge. „Der Athem Gottes heiligt die guten Werke, welche in seinem Namen unternommen werden!“ schloß sie mit bewegter Stimme ihre Rede.

„Ich habe den Herrn Diaconus auch um seinen Besuch bitten lassen, liebe Schwester, er ist mein treuer Freund und Berather immerdar gewesen,“ sagte das Fräulein, in deren Augen nach den herzlichen Worten ihrer Schwester Thränen zitterten.

Das hatte Frau Wernicke gerade gewünscht und erwartet; nur hatte sie es bei Sophien anregen dürfen, um ihre Verbindung mit dem Geistlichen vor der Schwester nicht zu verrathen. Wol aber hatte auch sie selbst ihn heimlich einladen lassen, um diese Stunde wie zufällig bei Fräulein Köhler zu erscheinen.

„Wenn Dich das beruhigt, liebe Sophie, so hast Du recht gethan. Der Herr Diaconus ist ein rechtschaffener Mann und treuer Diener seines Amtes,“ erwiderte Frau Wernicke auf der Schwester Mittheilung.

Sophie hatte ihre Ansicht auch den Diaconus zuzuziehen erst im letzten Augenblick verrathen, weil sie bei derselben Widerstand gegen dieselbe zu finden fürchtete. Das Einverständniß derselben befreite ihr Gemüth von einer neuen Sorge, und sie konnte nicht genug bewundern, wie sehr und günstig sich Frau

Wernicke nach den schmerzlichen Ereignissen in ihrem ganzen Wesen verändert hatte.

„Ja, ja, die Geschichte mit Helenen hat sie in das stolze Herz getroffen, dachte die alte Dame weise, „auch sie hat die Hand des Herrn durch die Schule des Leidens zur Demuth geführt.“

Wenn Frau Wernicke diese stille Betrachtung der Schwester hätte hören können. Würde es ihr dabei wol möglich gewesen sein den offenen Hohn aus ihren Zügen zu verbannen? —

Doch da kam eben Diaconus Lehfeld schon. Er begrüßte die Damen, Frau Wernicke mit Zurückhaltung: Beide hielten ihre Rollen vor der alten Dame fest.

Noch einmal wurde das Fräulein von beiden Seiten in wolgesetzten Reden in ihrem edlen Vorhaben bekräftigt, und dieselbe fühlte sich gleichsam von einer Art Weihe durchdrungen, als dann, fast mit dem bestimmten Glockenschlage, die bestellten Beamten eintrafen, um ihren letzten Willen in einer unanfechtbaren Schenkungsakte aufzusetzen.

Dieselbe wurde im besprochenen Sinne abgefaßt. Frau Wernicke und fromme Stiftungen waren als Haupterbin bezeichnet, auch der Herr Diaconus wurde trotz seiner schüchternen Einwände, mit einem Legate bedacht — Treuhardts dagegen von jedem Anspruch auf ein Erbe ausdrücklich ausgeschlossen.

Das betreffende Document wurde ausgefertigt

und mit allen üblichen Formeln verclausulirt. Die Beamten entfernten sich wieder und Fräulein Köhler verwahrte das wichtige Document bei ihren Werthpapieren, bei denen es nach ihrem Tode einmal aufgefunden werden sollte.

Frau Wernicke und Herr Lehfeld verweilten noch länger bei der alten Dame, welche nun, zur Erholung von den geschäftlichen Anstrengungen, den Kaffee auftragen ließ.

Beim Genusse desselben fuhren sie in der Unterhaltungsweise fort, welche geeignet war, die alte Dame in der Ueberzeugung über die Gottwolgefälligkeit ihres gethanen Schrittes immer mehr zu befestigen.

Als sie so beieinander saßen erschien Herr Doctor Freiberg, der Redacteur der Ziethaer Zeitung.

Derselbe war auch von Frau Wernicke hierher bestellt worden, mußte jedoch, um den Schein der Verabredung zu vermeiden, fragen, ob Frau Wernicke vielleicht hier zu treffen wäre. —

Auch Herr Freiberg, ein getaufter Jude, gehörte zu den Bundesgenossen, die Frau Wernicke zur Befriedigung ihres Hasses geworben hatte. Seine Unterstützung gebrauchte sie gegen Frau Adelheid und den Kindergarten derselben. Sie ebenfalls, die Helenens Trotz genährt und ihren Verkehr mit Arno'n begünstigt hatte, sollte die Rache der gekränkten Frau erfahren. Auch auf diesem Gebiete fand Frau

Wernicke einen Verbündeten im Diaconus Lehfeld. Frau Adelheid dachte nämlich in religiöser Hinsicht freisinnig, und auch ihr Institut trug einen solchen Charakter. Jeder Versuch Lehfeld's, dasselbe christlicherem Einflusse zugänglich zu machen, war an Adelheid's entschiedenem Widerstande gescheitert. Lehfeld, welcher in der Hoffnung eine religiöse Pflanzstätte in demselben zu erwerben, anfänglich dem Kindergarten sich freundlich erwiesen hatte, war nach dem Scheitern dieser Hoffnungen der entschiedenste Gegner desselben geworden und ergriff die sich darbietende Gelegenheit, denselben bis in die Wurzel hinein schaden zu können.

Er war es auch, der Freiberg's Hülfe dazu vorschlug und denselben zur Aufnahme des ersten, uns bekannten Artikels gegen Adelheid's Institut veranlaßte.

Doch sollten diese Angriffe damit nicht ein Ende gefunden haben, sondern im Gegentheil systematisch fortgesetzt werden, bis der misliebige Kindergarten womöglich vernichtet wäre. Einer Fremden gegenüber besitzen böse Zungen in der kleinen Stadt meist entscheidende Macht, erdrückendes Gewicht. Die Presse besonders erfreute sich daselbst im allgemeinen noch des Rufes einer gewissen Unfehlbarkeit.

Herr Freiberg wußte diesen Nimbus der Presse geschickt auszubeuten. Er war einer jener Unglücklichen, welche nicht aus innerem Drange, sondern weil

es ihnen in andern Berufszweigen misglückte, die Feder ergriffen haben und unter die Literaten ging. Der Verleger der Ziethaer Zeitung hatte ihm die Redaction dieses Blattes nicht als dem Befähigtesten, sondern als dem Mindestfordernden übertragen. Herr Freiberg bezog daher von dem Besitzer der Zeitung nur ein sehr geringes Redactionshonorar. Um sich in seinen Einnahmen zu verbessern, diente Herr Freiberg der fürstlichen Regierung und den Wünschen geeigneter Privatpersonen mit gleicher Bereitwilligkeit — gegen baare Zahlung. Er hatte sich daher auch nicht schwierig finden lassen, natürlich unter dem Deckmantel im Dienste der guten Sache zu stehen, in seiner Zeitung die Angriffe gegen Frau Adelheid's Kindergarten zu eröffnen.

Um nun zu diesem Zwecke weitere Instructionen zu empfangen, zugleich aber auch, um den Lohn seiner Dienste zu bedingen, erschien er jetzt im Hause des Fräulein Köhler, um Frau Wernicke aufzusuchen.

Herr Lehfeld schritt dem Herrn Redacteur freundlich, würdevoll entgegen.

„Unser getreuer Verbündeter gegen die Werke und das Toben der Heiden!" sagte er ihm die Hand reichend und führte ihn zu den Damen. „Ja, verehrtes Fräulein, Herr Freiberg hat uns seine Unterstützung zur Bekämpfung des irreligiösen Institutes, genannt Kindergarten, zugesagt, das eine Pflanzschule der Demokraten werden sollte. Als Pflanzschule und

Herberge sittenloser Zustände hat sie leider unsere werthe Freundin kennen lernen müssen; denn unter dem Schutze dieser Kindergärtnerin wuchs das Ereigniß, welches ihr die geliebte Tochter entfremdete, und ihr so tiefen Schmerz bereitete." —

Frau Wernicke begleitete diese Worte mit schmerzlichem Neigen des Kopfes, welches die Wahrheit derselben bekräftigen sollte.

„Aber ihr böses Werk soll ihr nicht weiter gelingen," fuhr der Geistliche aufgeregt fort, „mit der Waffe der Wahrheit wollen wir sie im Dienst der Religion und Sitte vor der Oeffentlichkeit entlarven und erwarten, was von ihrem schlimmen Werken bestehen wird. Herr Freiberg wird unser getreuer Verbündeter seiu."

„Die Pflicht der Presse ist es," sagte dieser mit wolgespielter Ueberzeugung, „die verborgenen Schäden an das Licht zu ziehen. Ihr öffentlicher Dienst muß stets aber auch rückhaltslos der guten Sache gelten."

„Sie thun ein verdienstvolles Werk und werden sich den Dank aller Gottesfürchtigen erwerben," bemerkte Fräulein Sophie, die von der edelsten Absicht alles dessen, was hier beschlossen wurde, schon durch Lehfeld's Theilnahme daran überzeugt war.

„Ja, es ist ein gottseliges Werk," fügte Lehfeld hinzu, „und die jetzt noch verblendete Menge, welche diesem Institut anhängt, wird es uns einstmals

danken, daß wir ihr die Augen öffneten und ihre Lieblinge, ihre Kinder, vor der Verderbniß bewahrten."

„Wir müssen um so mehr gegen das verderbliche Treiben dieser Frau ankämpfen," sagte Frau Wernicke, „weil die Errichtung eines andern Kindergartens, der eine Pflanzstätte echt religiösen Sinnes werden soll, in Aussicht steht. Wie wir jenen bekämpfen, so müssen wir unsere Kräfte für die Verwirklichung dieses Planes einsetzen, bei welchem uns die Gründerin, Herrn Freiberg's Tochter, Garantien für eine wahrhaft christliche Leitung bietet."

„Ja," seufzte Herr Freiberg, „das wäre wol sicher; aber die Hindernisse, welche sich meiner Tochter auf allen Seiten bieten, — ich weiß nicht, ob ich sie bewältigen kann. Es sind ihrer zu viele."

„Kann denn Dein Mann dabei nicht wirken?" fragte Fräulein Köhler theilnahmsvoll ihre Schwester, „der vermag in solchen Sachen doch manches durchzusetzen, und ich stimme sehr dafür, daß dieser Plan gefördert werde."

„Ach, mein Mann!" klagte Frau Wernicke achselzuckend, „mit dem ist jetzt einmal wieder gar nichts anzufangen. Er hat eine neue Bauidee gefaßt und die beherrscht ihn wieder völlig, wie das immer gewesen ist. Zu solchen Zeiten ist er für die Außenwelt wie abgestorben."

„Eine neue Bauidee?" fragte Fräulein Sophie verwundert, „gibt es denn auf Eurem ganzen Grund-

stücke wirklich noch eine Stelle, wo sich ein weiterer Mauerstein anbringen läßt?"

„Es handelt sich dieses mal blos um Veränderungen, aber um recht unbequeme. Nachdem Strahl gestorben ist wird die Witwe natürlich diese große Wohnung nicht behaupten können, sondern ausziehen. Da will Wernicke nun in diesem Logis Veränderungen vornehmen lassen. Sie sind freilich völlig überflüssig, denn die Wohnung wird ja doch wieder vermiethet, und der Bau wird viel Schmutz und Unbequemlichkeiten machen — doch was kann ich dagegen thun? In solchen Dingen ist mein Mann einmal unverbesserlich."

„Auf Herrn Wernicke's Unterstützung wäre also für unser Project nicht zu rechnen!" mit dieser Bemerkung führte Herr Lehfeld das Gespräch auf das eigentliche Thema zurück.

„Nein," erwiderte Frau Wernicke, „das wird aber auch gar nicht nöthig sein, wenn es uns selbst mit demselben Ernst ist. Herr Freiberg kann uns seinen Ernst, der guten Sache zu dienen und zu nutzen, leicht beweisen. Ist die fremde Person nur erst unschädlich gemacht, so werden wir die Gründung eines neuen Kindergartens im christlichen Sinne unschwer erreichen. Unsere Empfehlung wird ihm Theilnehmer zuführen, und ich bin gern bereit, der Gründerin mit ein paar hundert Thalern für den Anfang zur Seite zu stehen."

„Ich danke Ihnen, werthe Frau," sagte Herr Freiberg freudestrahlend. „Bei solcher Unterstützung werden die jetzt vorhandenen Hindernisse nicht bestehen können. Also in den Kampf gegen die schlimme Person — hier, sehen Sie, hier habe ich bereits einen neuen Artikel für die nächste Nummer, der auf den ersten epochemachenden weiter bauen soll. Lesen Sie denselben und dann will ich eilen und ihn sogleich in die Druckerei zum Abdruck bringen."

Der Artikel wurde gelesen und für gut befunden. Herr Freiberg empfahl sich. Auch die übrigen Verbündeten trennten sich bald darauf in herzlichster Uebereinstimmung.

V.

Arbeit.

„Das Recht der Arbeit, um uns eine Zukunft zu erringen, das müssen sie uns wenigstens gewähren."

So hatte Helene zu ihrem Onkel, dem Professor Treuhardt gesprochen und war zugleich mit Energie daran gegangen, diesem Worte die Verwirklichung nachfolgen zu lassen.

Die Stellung einer Kindergärtnerin, Lehrerin, Gesellschafterin, und wenn es eine auch noch so bescheidene und mühsame war, sollte ihr willkommen sein, wenn sie ihr nur eine selbstständige Existenz gewährte. Sie sah sich mit Eifer nach einer solchen um, damit sie ihren Verwandten nicht länger zur Last fallen müsse, welche ja jetzt ohnehin für sich selbst und ihre Kinder Sorgen genug hatten. Natürlich war es ihr ebenfalls am angenehmsten, wenn die von ihr einzunehmende Stellung sich in Saalburg befände, da sie dann doch nicht so ganz allein und

schutzlos dastehen würde — zur Bedingung ihrer Zukunft hatte sie es jedoch nicht gestellt, und suchte, wie es Berner gethan hatte und noch that, ebenso wol in auswärtigen Zeitungen nach passenden Offerten.

Doch, wie für Berner sich erst gar nichts Passendes bieten wollte und bisher keine seiner Offerten eine Berücksichtigung erfahren hatte, so ging es Helene ebenfalls, nur daß sie in der ersten Zeit gar nicht einmal dazu gelangte, ihre Dienste anbieten zu können.

Deshalb war es denn nicht gerade unnatürlich, daß sich im Hause des Professors, und besonders bei den direct betheiligten Personen, eine gewisse Niedergeschlagenheit verbreitete. Kann es doch auch wol kaum ein mehr deprimirendes Bewußtsein geben, als das, mit den unbestreitbaren Fähigkeiten und dem ehrlichsten Willen zur nutzbringenden Thätigkeit nicht die Gelegenheit dazu zu finden, sich überall unbeachtet und übergangen zu sehen und andern zur Last fallen zu müssen wo man sich bewußt ist, an der rechten Stelle selbst für andere mit sorgen zu können!

Das bittere Empfinden über dieses Misgeschick brach sich bei Berner und Helenen im Familienkreise mehrfach in Worten Bahn, wenn der Abend nahte und wiederum das sehnsuchtsvoll Erwartete nicht gebracht hatte. Dann aber pflegte es der Professor zu sein, welcher solchem Murren mit ernsten Worten ein Ziel gebot.

„Zur rechten Kunst und Weisheit des Lebens

fehlt Euch beiden noch ein gewichtiger Factor — die Geduld. Versucht, daß Ihr sie in diesen Tagen lernt, gewöhnt Euch noch in der Jugend daran, daß das Schicksal kein: Tischchen decke dich ist, dem der beliebige Mensch seine Befehle nur so beliebig zuzurufen hat." —

In dieses Interregnum hinein kam nun, auf Berner's Brief, auch noch Arno als dritter Stellesuchender.

Das Wiedersehen zwischen ihm und Helenen war ein herzliches, von den heftigsten Empfindungen bewegtes. Was war auf beiden Seiten in der kurzen Zeit geschehen, seitdem sie sich zum letzten male auf jenem verhängnißvollen Balle gesehen und gesprochen hatten! Auf beiden Seiten schmerzlichste Verluste in den heiligen Kreisen der Familie: den Vater hier, die Eltern dort, ein geschlossenes Grab und ein offenes: doch in den Herzen dieselbe unheilbare Wunde, welche der Verlust des Theuersten auf Erden schlägt. Helene sank, überwältigt vom Empfinden, weinend an seiner Brust, die ja jetzt ihre einzige Heimat geblieben war, und auch in Arno's Augen perlten Thränen, als er die Geliebte zärtlich umschlang und seine Lippen auf die prachtvollen Wellen ihres Haares preßte. In diesem kurzen Augenblicke des Wiedersehens lag zugleich das neue Gelöbniß für die Zukunft: trotz alles widrigen Geschickes, trotz aller Stürme, welche ihre Hoffnungen entlaubten und eine trostlose Weise an die Stelle des frühern Paradieses gebracht, unwandelbar

miteinander und füreinander auszuharren in Liebe und Treue und keiner Gewalt sich zu beugen. —

Für Arno eine Stellung zu suchen, ließ sich besonders der Professor angelegen sein. Hierbei hoffte derselbe am wenigsten Schwierigkeiten zu finden, weil er meinte, daß man leichter sechs Hunde als einen Elephanten durch eine Stubenthür treiben könne.

„Wir müssen Ihre Stellung stückweis suchen und zusammenpassen, bis der Elephant fertig ist, und Sie werden sehen, wir finden ohne große Mühe hier und dort ein Stückchen."

Das Stückwerk fand sich wirklich. Schon nach seinem ersten Ausgange in Arno's Angelegenheiten brachte der Professor mehrere Aufträge zum Ertheilen von Unterrichtsstunden in befreundeten Familien mit. Das Geschick des jungen Mannes, welcher so plötzlich aus einer Hoffnung erweckenden Carrière herausgerissen worden war, aber trotzdem den Muth nicht verlor, sondern mit Eifer daran ging, sich auf anderem, wenn auch noch so bescheidenem Gebiete eine neue zu eröffnen, erregte die allgemeine Theilnahme, wo Treuhardt davon erzählt hatte. Gern zeigte man sich bereit, ihn durch Aufträge zu unterstützen und feilschte unter Berücksichtigung der Verhältnisse weniger mit der Bezahlung, als dieses sonst der Fall zu sein pflegt.

Des Professors Freude war groß, dem Sohne seines verstorbenen Studienfreundes und, mit diesem

zugleich, dessen Mutter und Geschwistern gefällig sein zu können, und er erschien jedesmal mit verklärtem Gesichte daheim, wenn er wiederum ein Stückchen Stellung für den jungen Mann gefunden hatte.

Nach wenigen Tagen fand sich Arno im glücklichen Besitz von einem Dutzend Schülern, und erhielt schriftliche Arbeiten für einen Professor der Medicin, der hocherfreut war, einen in der Medicin wissenschaftlich gebildeten jungen Mann gleichsam als Famulus bei seinen literarischen Arbeiten gefunden zu haben. Ebenso erhielt Arno die Besorgung von Correcturen der Schriften dieses Herrn, welcher mit einem bedeutenden encyclopädischen Werke beschäftigt war.

Arno's Existenz schien auf diese Weise vor der Hand gesichert. Er hatte sich bei einer Familie eingemiethet, die ihm ein kleines Zimmerchen zur Verfügung stellte und sah sich auch bereits nach einer bescheidenen Familienwohnung um, weil er seine Mutter und Schwester sobald als möglich nach Saalburg wollte übersiedeln lassen. Ein Brief der Mutter belehrte ihn, wie wenig wol sich derselbe in Zietha befände, wo selbst die frühern Bekannten sich vorsichtig zurückhaltend zeigten, vielleicht weil sie befürchteten, von der verlassenen Witwe öfteres Ersuchen um Beistand zu erfahren. Auch an ihr bewährte sich die alte Wahrheit, daß man nur im Glücke, beim gegenseitig'n Genusse und gemeinschaftlichen Vergnügen

Freunde besitzt, die bei dem Unglück des anderen kühl verschwinden, um sich nicht selbst die gute Laune zu verderben.

Arno wollte seine Lieben sobald als möglich aus diesem Zustande befreien und ging mit aller Energie daran, sich in seinem neuen Wirkungskreise einzurichten, zu befestigen und das ihm bewiesene Vertrauen zu rechtfertigen.

Berner wurde von Tage zu Tage unmuthiger, daß seine Bemühungen keinen Erfolg fanden. Die ihm aufgezwungene, ungewöhnte Unthätigkeit fiel ihm gerade zu unerträglich, und doch fand er auch in der kreisenden Ungewißheit wegen der Zukunft nicht die Ruhe und Sammlung, um sich einem ernsten wissenschaftlichen Privatstudium widmen zu können. Gleich einem Ahasver irrte er mit trübem Aussehen umher, das selbst die innige, zufriedene Liebe seiner jungen Frau nicht immer zu verscheuchen vermochte, erkundete offene Stellungen, las die Annoncenbeilagen der fremden Zeitungen mit einer Art Leidenschaft und schrieb bisweilen einen jener Offerten-Briefe, die er jetzt mit einer gewissen Apathie stiller Verzweiflung in den Briefkasten warf. —

Eines Tages kehrte er in lebhafterer Stimmung mit der Nachricht heim, daß er die Stelle eines Monteurs in einer Maschinenbauanstalt angenommen habe, weil er es vorzöge, lieber in diesem Fache noch einmal praktisch mitzuarbeiten, als noch länger beschäf-

tigungs- und verdienstlos zu bleiben. Die Familie nahm diese Mittheilung mit würdigem Ernst und ohne Widerspruch entgegen.

Am andern Morgen bereits zog Berner den Arbeitskittel an und ging mit den Morgengrauen hinaus zur strengen Thätigkeit. Seinem Weibe gab es zwar, beim Anblick des geliebten Mannes im blauen Kittel des gewöhnlichen Arbeiters, einen Stich in das Herz, nicht um eitlen Stolzes willen, sondern weil dieser Kittel das Grab so vieler schönen und in den Fähigkeiten des geliebten Mannes berechtigten Hoffnungen deckte; doch als sie Berner nach dem ersten vollbrachten Tagewerke in ungewohnter Arbeit zwar todmüde, aber mit einem frohen und zufriednen Ausdruck im Gesichte zurückkommen sah, wie sie denselben nur in den schönsten Tagen ihres Liebesglückes an ihm gekannt hatte, da war auch sie zufrieden und bereitete ihm sorgsam die häuslichen Bequemlichkeiten.

Wie glücklich sah er aus, als sie nun neben ihm auf dem Sofa saß und seinen Teller mit dem frugalen Abendessen füllte!

„Gott sei gedankt, das ist doch einmal wieder eine selbst verdiente Mahlzeit, die soll prächtig schmecken!" sagte er lachend und griff tapfer zu, denn er hatte guten Appetit mit heimgebracht.

„Möge sie uns eine gesegnete sein und frohere Zukunft bedeuten!" sagte Ida sich ebenfalls bedienend.

„Ja, es ist zwar vorläufig noch ein hartes und kein reichliches Brot, das ich uns erwerben kann, aber es ist doch immer ein eigenes Brot, und ich brauche mir nicht länger als Tagedieb selbst verächtlich zu erscheinen."

„Urtheile nicht so hart und ungerecht über Dich selbst," bat Ida vorwurfsvoll, denn es war ja doch nicht Deine Schuld, daß es so gekommn ist, wie es kam. Gegen unberechenbare Verhältnisse und widriges Geschick ist ein schlimmer Kampf, und ihnen zu unterliegen ist keine Schande."

„Das ist schon ganz richtig, liebes Weibchen, vor der Welt aber erzielt das Tagedieben, ob der Betreffende schuldig oder unschuldig davon ist, denselben Effect. Sie hat zu viel zu thun, um erst zu prüfen, wo sie urtheilt und verurtheilt. Also ist es besser so, wie es nun gekommen ist."

Und was wird die Welt sagen, wenn sie „Dich im blauen Kittel und mit den rauhen Händen sieht?" fragte Ida lächelnd.

„Ich weiß es nicht, mein Kind, gib doch einmal Achtung, ob Du ihr nichts ablauschen kannst. Vielleicht wird sie erklären, daß ich zu etwas Anderem zu dumm und jetzt ganz an meinem Platze wäre."

„O Rudolf!" schmollte sie.

„Liebchen Dein Abendessen ist ganz vortrefflich und mir schmeckt es prächtig. Also laß Du die Welt nur reden was sie will oder auch schweigen wenn sie

das lieber will. Mich hungert wahrhaftig, daß es mir gehen könnte wie es dazumal ging, als: ein toller Wolf in Polen fraß, den Tischler sammt dem Winkelmaß!"

So rief Rudolf lachend aus, umarmte und küßte sein Weib nnd aß wieder weiter.

So glücklich wie an diesem Abend waren die jungen Leute nach ihrer Trauung noch nicht wieder gewesen. —

Auch der Professor und seine Frau, zu denen das junge Pärchen am Abend noch besuchend ging, waren im stillen sehr erfreut, den Schwiegersohn, dessen Stimmung in den letzten Tagen geradezu Besorgniß weckend geworden war, so vortheilhaft verändert zu finden und segneten den Zufall, welcher ihm die jetzige Beschäftigung gezeigt hatte, wie seinen Entschluß, sich derselben zu unterziehen. Sie waren gebildet genug, um mit ihren Urtheile am Menschen und nicht am Stande zu haften. Der ehrlichste Arbeiter war ihnen von jeher der ehrenwertheste Mann gewesen, ehrenwerther als das bevorzugte Kind des Glückes, welches die zum segensvollen Wirken bestimmten Güter in gedankenloser Frivolität mit Füßen tritt. —

Mochten auch manche Leute, manche der vornehmen Bekannten des Professors in Saalburg die Nase rümpfen, wenn sie seinem Schwiegersohne im blauen Kittel des Arbeiters auf der Straße begeg-

neten, mochten sie schadenfroh blicken, daß die von diesem Schwiegersohn anfänglich gehegten, von ihnen beneideten großen Hoffnungen sich so wenig hatten erfüllen wollen: was that denn das? — Er besaß wol die Fähigkeit, jede derartige Bemerkung, wenn sie gewagt werden sollte, in der entschiedensten und beschämendsten Weise abzufertigen, und für ihn selbst und seine Frau hatte sich die Ueberzeugung von Berner's Werthe durch dessen jüngste Handlung nicht abgeschwächt, sondern noch gesteigert.

Die Zeit, in welcher sich das heute freilich einfache Los Berner's ändern, in der seine Kenntnisse und Fähigkeiten, über welche kein Zweifel herrschte und die der Professor ja selbst recht wol zu beurtheilen verstand, einen ihnen gebührenden Wirkungskreis erlangen würden, würde sicher auch kommen, war vielleicht näher, als man dachte. Und dann würde der Wechsel ein um so angenehmerer sein, wie ja stets nach langen Regentagen die wieder auftauchende Sonne uns schöner und glänzender erscheint, als wir sie jemals glauben schon gesehen zu haben. —

Die kurze Abendstunde, welche Berner und Ida bei den Eltern zubrachten — denn Berner verlangte bei seiner Ermüdung bald nach Ruhe, weil frühzeitig sein Tagewerk bereits wieder rief — war eine heitere, von keinem trüben Hauch gestört.

Selbst Helenens Schmollen mit dem Geschicke, so ernst es im Grunde gemeint sein mochte, konnte

dieser Stimmung keinen Eintrag zu thun. Neue Hoffnung beseelte eben alle.

„Was ist Ihnen denn, mein Kind?“ fragte der Professor Helene, welche allein ein schmollendes Gesicht festhielt.

„Ist es nicht schrecklich genug, daß ich die letzte Arbeitslose hier im Hause bin. Jedes hat jetzt seinen bestimmten Beruf, und nur ich gehe noch verwaist umher — eine Ausgestoßene im Reiche der Arbeit.“

„Nun sehe einer die Närrin an,“ rief die Professorin wolgelaunt, „sie klagt blos um zu klagen. Eine Ausgestoßene im Reiche der Arbeit, während sie heute sich geplagt hat, daß ich Furcht hatte, sie würde dabei erblinden.“

„Ach, Tante!“ rief Helene unterbrechend.

„Was ist denn das, Mutter, erzähle nur!“ bat dagegen Ida.

„Ja, das will ich auch, damit Ihr seht, warum Helene eigentlich klagt. Gestern ist sie, ohne daß ich davon gewußt habe, in unser erstes Tapisseriegeschäft gegangen: um Arbeit zu suchen. Sie hat einige von den wunderbar feinen Stickereien, welche sie uns früher zum Geschenk gemacht hat, als Probe mitgenommen und sofort einen äußerst schwierigen Auftrag empfangen. An diesem hat sie heute wie ein Galeerensträfling gearbeitet, und ich konnte das schon

Fertige nicht genug bewundern, so fein und kunstvoll ist es ausgefallen."

„O bitte, zeige mir die Arbeit!" bat Ida schnell, bei welcher das weibliche Interesse für solche bunte Dinge sofort hervorbrach.

„So, so," sagte der Professor, „davon erfahre ich ja soeben das erste Wort — und dabei schmollt unser Fräulein Nichte als eine Ausgestoßene im Reiche der Arbeit?"

„Ja, Onkel, es ist doch immer nur ein augenblicklicher Nothbehelf, der mit diesem einen Auftrag jedenfalls wieder erlischt. Was sollen jene Leute mit mehr so feinen, theuern Stickereien, für die wenig Absatz vorhanden ist? Man hat mir das sogleich angedeutet. Es ist also doch, wie ich sagte: ich blieb als die letzte Arbeitslose ohne eine festgeordnete Bestimmung sitzen. Das ist aber im Leben der Welt, wie beim Schicksal; beim Schicksal wie bei den Menschen: das Weib muß überall zurückstehen. Die Herren der Schöpfung schreiten ihm würdevoll voran, als ob das so sein müßte."

„Liebe Cousine," sagte Berner mit unterdrücktem Gähnen, „wenn wir Ihnen auf das eben betretene Feld folgen wollen, so gerathen wir mitten in die ungelösten socialen Fragen der Gegenwart, und dazu bin ich, offen gestanden, heute Abend zu müde. Von Herzen wünsche ich Ihnen recht bald eine Stellung und ein Arbeitsfeld, von welchem herab sie stolz auf

uns Männer blicken können, ich wenigstens beneide die Frau um nichts, was sie durch eigene Kraft erreicht. Nur herein in die offene Arena des Lebens und der Arbeit: sie bietet Raum und Stoff für alle Menschen und keine Ausschließung sollte gestattet sein!" —

An dem Morgen erfuhr Helene durch einen glücklichen Zufall, daß am Tage vorher in dem Fräulein-Institute des Fräulein Clotilde von Meerheim plötzlich eine Lehrerin in den Elementarien und weiblichen Arbeiten abgereist und die Stellung derselben dadurch vacant geworden sei. Helene eilte sofort zur Tante und verkündete derselben ihren Entschluß, sich um die vacante Stellung bei Fräulein von Meerheim zu bemühen.

Die Professorin machte aber zu dieser ihr mit hoffnungsstrahlendem Gesichte eröffneten Mittheilung gar kein erfreutes Gesicht, sondern sah im Gegentheil sehr bedenklich dazu aus.

„Bei der Meerheim . . .," sagte sie gedehnt, „Kindchen, das ist nichts für Dich, das laß sein."

„Warum denn, liebe Tante, es ist doch eine Stellung, wie ich sie mir gewünscht habe und ganz in Eurer Nähe, kaum ein Viertelstündchen von der Stadt. Das Institut liegt ja da draußen ganz reizend, hat prächtige Aussicht auf unsere Berge und den nahen Fluß. Ich bin erstaunt, daß Du nicht erfreut

bist — oder meinst Du, daß ich die Stelle nicht werde ausfüllen können?

„O das würdest Du schon können, aber bei der Meerheim, Kindchen, bei der alten Meerheim, Du weißt nicht, was das heißen will!"

„Ich bitte Dich, liebe Tante, so erkläre es mir doch."

„Das Institut des Fräulein von Meerheim ist ein ausschließlich für adelige Kinder berechnetes, die in demselben so frühzeitig als möglich im hochnasigen Tone erzogen werden. Vor jedem Adelichen hat die alte Meerheim selbst grenzenlosen Respect, gegen Bürgerliche dagegen, besonders wenn sie ihr Untergebene sind, ist sie ein vollständiger Drache. Jeder Bürgerliche hat eine geradezu schreckliche Stellung in ihrem Hause — sie hält auch, wenn es möglich ist, immer auf adeliche Lehrerinnen."

„Das muß sich doch nicht immer arrangiren lassen, denn auch die Dame, welche gestern abgereist ist, war eine Bürgerliche," warf Helene ein, die entschlossen schien, an ihrem Projecte festzuhalten.

„Ich glaube es wol, sie kann bei ihrem öfteren Wechsel der Personen nicht immer adelige Damen bekommen. Doch schlägt mich Dein Einwurf nur halb, — weißt Du vielleicht, wie lange Zeit die bürgerliche Lehrerin in ihrer Stellung ausgeharrt hat?

„Nein, das weiß ich nicht — aber dennoch, ich versuche mein Glück bei ihr."

„Es wird nicht lange gewesen sein, denn es hält es niemand bei der Alten aus. Ihre Prätensionen sind maßlos. Sie behandelt die bürgerlichen Lehrerinnen schlechter als die gemeinen Dienstboten, mit denen sie wenigsten meist gar nicht redet."

„Wenn ich meine Schuldigkeit thue, so gebe ich ihr auch wenig Veranlassung dazu."

„Sie versteht es aber, den herrschenden Unterschied zwischen den Standesgenossen und der Canaille auch anders empfindlich zu machen. Die bürgerliche Lehrerin wird im Institute überall zurückgesetzt und empfängt z. B. niemals eine Einladung zu ihren Theeabenden — sie allein empfängt keine."

Helene lachte und rief:

„Tantchen, das kann unter Umständen ein unschätzbarer Gewinn werden. Ich bekomme dann hoffentlich um so öfter Zeit, um zu Euch zu kommen."

„Am Tische erhält die Bürgerliche den letzten Platz."

„Doch wenigstens einen Platz und hoffentlich auch etwas zu essen."

„Die dümmsten Mädchen müssen von der bürgerlichen Lehrerin „gnädiges Fräulein" genannt werden, während die adelichen ihre Schülerinnen einfach beim Namen nennen."

„Tantchen, auch das kann mich nicht im geringsten geniren."

„Aber Helene, willst Du Dich denn, um Gottes

willen absolut knechten und demüthigen lassen?" rief die Tante in voller Verzweiflung.

„Tante, ich glaube bestimmt, daß dabei doch auch viel von mir selbst und meinem Auftreten abhängen wird. Versuchen will ich es auf jeden Fall. Tante Treuhardt, denk an Rudolf's blauen Arbeitskittel — und nun laß mich gehen und mein Heil bei Fräulein von Meerheim versuchen."

Die Professorin blickte ihr besorgt nach. Sie liebte Helene wie ihre eigene Tochter, und diese hätte sie nimmermehr in den Klauen des alten Drachen wissen mögen.

„Sie kennt die Alte nicht und kann sich keinen Begriff von ihrer Weise machen. Nun, hoffentlich wird sie noch bei ihrem Anblick abgeschreckt werden, oder auch die Alte nimmt sie gar nicht. —"

Helene ging frohen Muthes den Weg am Flusse entlang, welcher zum Institute des Fräulein von Meerheim führte. Nicht mehr fern gewahrte sie dasselbe bereits freundlich im Schatten hoher Bäume gelegen. Dieselben trugen nur noch spärliche Reste goldigen Herbstlaubes. Um so freundlicher gestaltete sich der Spätherbsttag. Die Luft war warm, der Himmel blau, nur mit lichten Wölkchen hier und da zierlich drapirt, und die Sonne, welche schon recht tief stand, nahm sichtbarlich noch einmal alle Kräfte zusammen, um dem schönen Wetter und dem klaren Himmel Ehre zu machen. Sie ließ ihre Strahlen

glitzernd über die schaukelnden Wellen tanzen und strich mit so warmem Hauche über Helenens Haar und Wangen, daß dieselbe der gar zu zärtlichen Liebkosung schützend den Sonnenschirm entgegenhielt.

Der heiter lächelnde Tag war nicht dazu geeignet, um Helenens Muth abzuschwächen! im Gegentheil, je weiter sie kam, um so heiterer und frohmuthiger fühlte sie sich selbst. —

So langte sie an dem eisernem Gitter an, welches das Institut des Fräulein von Meerheim von dem Wege und jeder profanen Berührung abschloß.

Helene läutete an der sichtbar angebrachten Glocke.

Ein Dienstmädchen, welches auf Jugend keinen Anspruch machen konnte, dagegen so verdrießlich und brummig aussah, wie nur jemals eine alte Jungfer aussehen kann, welche die Träume und Hoffnungen ihrer Jugend in der traurigen Oede eines Pförtnerpostens begrub, kam langsam herbei geschlürft und fragte nach Helenens Begehren. Die Frage geschah unfreundlich genug, um Helene schon einen schwachen Begriff von dem in diesem Erziehungs-Institut gangbaren Tone zu geben.

Helene forderte Fräulein von Meerheim zu sprechen.

„Da muß ich Sie erst anmelden,“ brummte die Pförtnerin durch das Gitter, ohne daß es ihr eingefallen wäre, die Thür zum Heiligthum zu öffnen.

Helene gab ihr eine bereit gehalte Visitenkarte.

„Helene Wernicke“ las die Alte gleichgültig; der bürgerliche einfache Name steigerte offenbar weder ihre Achtung, noch ihre Höflichkeit. „Das gnädige Fräulein wird zu wissen wünschen, was Sie von ihr wollen.“

„Ich werde meinen Wunsch sogleich auf der Karte andeuten,“ erwiderte Helene, die sich allmählich zu ärgern anfing. Sie nahm die Karte wiederum durch das Gitter und schrieb mit Silberstift unter ihren Namen: „Lehrerin“.

Die Pförtnerin nahm die Karte zurück, las die neue Bemerkung und wandte sich zum Hause zurück.

„Soll ich denn so lange hier draußen stehen bleiben?“ rief Helene in steigender Entrüstung durch das geschlossene Gitter.

„Wie Sie wollen,“ tönte es gelassen zurück. „Sie können nach Belieben auch den Weg auf- und abspazieren.“

Diese Unverschämtheit stellte Helenens gute Laune wieder her, und da die Pförtnerin vornehm lange auf ihre Zurückkunft warten ließ, so wußte Helene wirklich nichts Besseres anzufangen, als den Rath der Alten gewissenhaft zu befolgen.

Endlich schlürfte dieselbe wieder langsam herbei mit demselben ausdruckslos brummigen Gesichte, wie sie gegangen war, und Helene fürchtete bereits, ihre

Expedition an dem geschlossenen Gitterthore des Fräulein-Instituts in einer kühlen Abweisung enden zu sehen.

Doch hatte sie sich diesmal getäuscht. Ohne eine Miene zu verziehen, oder gar ein Wort zu reden, drückte die Pförtnerin an einer Feder und die Thür sprang auf.

Helene trat ein und folgte der vorausschlürfenden Alten bis in das Vorzimmer des gnädigen Fräuleins. Hier verschwand dieselbe hinter einer Portière, Helene hörte ein brummiges Murmeln und darauf von einer hohen und scharfen Stimme das beinah gellend herausgestoßene Wort: „Eintreten."

Die Portière öffnete sich und Helene trat, nach diesen Präliminarien wirklich erwartungsvoll, in das geöffnete Gemach.

Der Thür gegenüber auf einem Sofa saß eine hohe, hagere und ausgetrocknete Gestalt. Sie saß steif und aufrecht da und hielt die stechenden Augen fest auf die Eintretende gerichtet. Die Sehkraft derselben war durch einen goldenen Kneifer gestärkt, der die lange, spitze Nase krönte. Wie der Arm eines Wegweisers ragte dieselbe aus dem schmalen und farblosen Gesichte hervor, dessen einziger Ausdruck Hochmuth und Härte zeigte.

Bei diesem Anblick erschrak Helene doch ein wenig und dachte an der Tante Warnung; aber den Muth ließ sie nicht sinken, sondern wandte nach der vor-

schriftsmäßigen Verbeugung, die mit einem kurzen, exacten Kopfnicken vom Sofa aus erwidert wurde, ihr Auge ruhig auf das sie fixirende Fräulein.

„Helene Wernicke?" tönte nach einer Pause dieselbe scharfe Stimme.

„Zu dienen, Fräulein von Meerheim," erwiderte Helene ruhig.

„Sie sind Lehrerin. Was wünschen Sie?"

„Ich wollte mich um die in ihrem Institut vacant gewordene Stelle einer Lehrerin gehorsamst bewerben."

Das Wort gehorsamst verfehlte sichtbar seinen günstigen Eindruck nicht. Das Fräulein neigte wiederum ein wenig das Haupt, doch langsamer, würdevoller als vorher; dann fragte sie in der früheren scharfen kurzen Weise:

„Sind Sie empfohlen?"

„Professor Treuhardt ist mein Oheim, wann das gnädige Fräulein bei ihm Erkundigung einziehen wollen. Ich lebe gegenwärtig in seiner Familie."

„Treuhardt, kenne ich. Ein gescheidter Mann, aber sonst ein ... Kümmern Sie Sich um Politik?"

„Nein, Fräulein von Meerheim. Ich lese höchstens eine Zeitung, um mit der Weltgeschichte Schritt zu halten. Zum politischen Treiben fand ich niemals Gelegenheit."

„Gut, kommen Sie, ich prüfe Sie sogleich in der vacanten Classe.

Mit diesen Worten erhob sich das Fräulein, winkte der harrenden Helene und schritt ihr hochaufgerichtet voraus in das Unterrichtszimmer, in welchem etwa zwanzig dieser adeligen Puppen saßen, denen man es auf den ersten Blick ansah, in welchen Grundsätzen und zu welchen Anschauungen sie erzogen wurden.

„Eine Candidatin um die Vacanz, Helene Wernicke," gellte die scharfe Stimme der Vorsteherin die mit den Zöglingen beschäftigte Lehrerin an, „Fräulein von Bärenhorst ich werde die Candidatin prüfen."

Die Genannte verneigte sich und verließ die Classe.

Helene aber erhielt den Auftrag in der Gegenwart des Fräulein von Meerheim in diesem und jenen Unterrichtgegenstande zu unterrichten und zu examiniren. — —

Die Probe mußte schließlich befriedigend ausgefallen sein, denn Helene verließ gegen Mittag das Institut als engagirte Lehrerin desselben und erhielt den Befehl, am Abend desselben Tages in dem Institute einzutreffen. Das ihr angewiesene Zimmer und die von der Vorsteherin als feststehend bezeichneten Bedingungen bezeugten aufs neue, daß bürgerliche Leistungen in diesem Hause so gering als es nur irgend der Anstand erlaubte, geschätzt wurden. Helene aber dachte wieder an Rudolf Berner's blauen Arbeitskittel, an Arno's schlecht bezahlte Lohndienste, die beide durch ihre erlangten Kenntnisse ihr an berech-

tigten Ansprüchen weit voranstanden und sich doch ohne Murren der harten Nothwendigkeit fügten, und sie nahm Fräulein von Meerheim's Bedingungen an. —

Ihr Herz schlug nicht minder hoch und ihre Stimmung war dieselbe heitere, als sie im schönen, warmen Sonnenschein den Weg am Flusse entlang zur Stadt zurücklegte, den sie von nun an wol öfter beschreiten würde. —

Als sie in Treuhardt's Haus kam, trat ihr zufällig die Professorin entgegen, die sie ängstlich fragend ansah.

„Es ist entschieden, Tantchen," rief Helene derselben lachend zu, „ich bin wolbestallte Lehrerin bei Fräulein Clotilde von Meerheim."

„Mögest Du es nie bereuen, Kind!" seufzte die Professorin. „Ich kann da nichts Gutes hoffen. Wie fandest Du denn die Alte?"

„Nun so ziemlich Deiner Zeichnung entsprechend, Sie ließ wenigstens ahnen, was sie zu sein vermag — sie zeigte wol die Krallen, aber sie krallte noch nicht sogleich."

„Du wirst sie leider wol nur zu bald kennen lernen! Doch Du hast es so gewollt, und glücklicherweise findet man aus diesem Drachenbau wenigstens auch den Weg wieder heraus. Doch gehe in das Zimmer, es ist überraschender Besuch gekommen."

Die Professorin eilte geschäftig weiter, weil die Speisestunde nahe war. Im Zimmer fand Helene den Professor in der Gesellschaft einer Dame.

„Adelheid!“ rief sie und flog an die Brust der Freundin. Nach überstandener Ueberraschung folgte natürlich Helenens Frage nach dem Grunde der unerwarteten Reise der Adelheid.

„Du hast doch nicht etwa . . .

„Den Kindergarten in Zietha verkauft. Allerdings habe ich das gethan und bin nur hierher gekommen, um Dir bei meiner Abreise nach England Adieu zu sagen.“

„Nach England!“ rief Helene verwundert, „aber erkläre mir doch das alles.“

„Das ist alles sehr einfach, liebes Kind. Als ich in Zietha eben im Begriff stand, mit meinem Institute durch die täglich sich erneuernden Angriffe und Verdächtigungen ruinirt zu werden, lief a tempo ein Brief von meiner Freundin in England ein, der mir den Tod ihrer Collegin bei dem Institute meldete, von welchem ich Dir öfter erzählt habe. Sie trug mir diese Stellung an, und ich gestehe Dir offen, daß ich dieselbe in jedem Falle auch dann angenommen haben würde, wenn mir Deine Verwandten den Abschied von Zietha nicht so freundlich erleichtert hätten. Dort erwartet mich ein ganz anderer Wirkungskreis und keine Fremde, sondern die theuerste Jugendfreundin ist es, der ich mich verbünde.“

„So haben die rachedürstigen Menschen in Ziethä ihren Willen gegen Dich doch durchgesetzt. Es ist abscheulich!"

„Im Gegentheil, Helene, das Schicksal hat ihnen einen derben Strich durch ihre Berechnung gemacht. Sie haben sehr lange Gesichter gemacht, als die M'sche Zeitung, welche, schon weil sie größer und eine auswärtige ist, ein größeres Ansehen als Herrn Freiberg's Blättchen genießt, die Nachricht mittheilte, daß ich meinen Kindergarten verkauft hatte, um einem ehrenvollen Rufe nach Englaud zu folgen. Dieser Nachricht ist die That auf dem Fuße gefolgt — ich bin auf der Reise."

„Und wer wurde in Ziethä Deine Nachfolgerin?"

„Eine Predigerstochter vom Lande und ihre Mutter. Der Prediger, welcher ein freisinniger Mann war, ist kürzlich gestorben, er hat seine Tochter sehr gut erzogen und sie praktisch als Kindergärtnerin ausbilden lassen. Sie hatte sich kürzlich bei mir als Gehülfin angemeldet. Doch damit habe ich den edlen Verbündeten noch einen weitern Strich durch ihre Berechnung gemacht. Während die schamlosesten Artikel gegen mich in der Ziethäer Zeitung erschienen, kam plötzlich der Redacteur derselben, Herr Freiberg, zu mir und sprach davou, daß er gehört habe, ich wolle den Kindergarten verkaufen, und daß er denselben

für seine Tochter erkaufen wolle. Ich fragte ihn, ob seine Tochter einen praktischen Cursus als Lehrerin durchgemacht habe. Er verneinte das, sagte aber, daß der Herr Diaconus Lehfeld ihr seinen Beistand zugesagt habe. Nun ahnte ich das ganze Gewebe. Man wollte nicht nur mich beseitigen, an der Herr Lehfeld sein Bekehrungswerk so lange vergeblich versucht hatte, bis er als mein Todfeind mich aufgegeben hatte, sondern gleich mein Institut als Pflanzstätte wahrer Christlichkeit gewinnen. Ich lachte Herrn Freiberg offen aus, als er mir einige hundert Thaler als Kaufsumme bot und fragte ihn, ob er mit seinen Schmähartikeln den Kaufpreis habe herabdrücken wollen? — Er verstand mich noch nicht, sondern verlangte, daß ich ihm meine Forderung nennen möchte, bis ich ihm rundweg erklärte, daß für ihn und sein Gelichter mein Kindergarten nicht feil sei, und wenn ich ihn anderwärts verschenken sollte. Er ging wüthend und mir drohend ab. Ich verlachte seinen Zorn und andern Tages traf wie gerufen der Brief aus England ein. Schnell schrieb ich an meine Predigerstochter; dieselbe kam mit ihrer Mutter und sie bezahlten mir den Werth des Inventars. Ich habe ihnen den Segen des Himmels gewünscht und schüttelte am Bahnhofe den Staub Ziethas von meinen Füßen. Und da bin ich nun, um heute Abend hoffnungsfroh weiter, der grünen Küste Albions zuzueilen.

Helene umarmte frohbewegt die treue Freundin und dankte im Herzen Gott, der es mit derselben so gut geführt hatte, daß sie sich keinen Vorwurf machen durfte. Dann erzählte sie auch ihr Geschick.

Werner und Ida kamen heute zum gemeinschaftlichen Mittagsmahle, nach welchem Werner sofort wieder an die Arbeit ging. Dafür kam aber Arno, der eine Freistunde hatte und erfuhr mit Erstaunen die neusten Vorgänge und Helenens Engagement bei Fräulein von Meerheim.

Einige schöne Stunden verlebten die Freundinnen bis zum Abend noch miteinander, dann begleitete Helene die scheidende Adelheid zum Bahnhof. Ein herzlicher Abschied — der Zug flog davon — Helene aber verfolgte im Abenddämmern den Weg am Fluße entlang und läutete am Gitterthor des Fräulein-Instituts," das ihr dieses mal ohne weitere Umstände aufgethan wurde.

VI.

Ziethaer Erlebnisse.

Das unterbrochene Königsfest in Zietha hatte nicht nur in den betreffenden Familien Wernicke und Gerber tiefe Unzufriedenheit hinterlassen und geschworene Feindschaft gestiftet, sondern auch in andern maßgebenden Kreisen des Städtchens, in denen man von diesem Feste die Erfüllung bestimmter Hoffnungen erwartet hatte.

Die schüchternen Hoffnungen, daß der Fürst die nach dem Jagdfeste und dem solennen Dejeuner in Zietha ausgebliebene Ehren und Auszeichnungen für die hervorragenden Würdenträger der Stadt und den aufopfernden Frauenclub nur bis zu seiner Wiederkehr zum Königsschießen verschoben habe, waren jetzt zur bestimmten Gewißheit geworden. Nur das unliebe geradezu hochverrätherische Intermezzo, welches Helene Wernicke angestiftet hatte, und nach welchem der Fürst voll Indignation aufgebrochen und sofort abgereist

war, hatte die Erfüllung der fürstlichen Pflicht und Gnade vereitelt.

Die verschiednen Orden und Auszeichnungen für den Herrn Bürgermeister, den Hauptmann, für die patriotischen Frauen des Dejeuners — ja, wie der alte Mann sicher überzeugt war, auch die für den Castellan Stephan bestimmte Anerkennung, von der Herr Menzel ihm beim Glas Johannisberger vertraulich geschwatzt hatte, alle diese schönen und ersehnten Dinge waren in der fürstlichen Bagage wieder mit in die Residenz gewandert, um nun vielleicht niemals an ihre bestimmten Adressen zu gelangen. —

Und an allen diesem Unheil war nur dieses elende Geschöpf, die Helene Wernicke, und ihr unziemliches Betragen gegen die Gnade des Fürsten schuld! Ueber sie ergossen alle diese Getäuschten im ganzen und im einzelnen die vollen Schalen ihres Zornes — und es war des armen geschmähten Mädchens Glück, daß sie sich in freiwilliger Verbannung den Ausbrüchen solchen Zornes entzogen hatte, die bei ihrer Anwesenheit leicht zu roher Lynchjustiz hätten führen können.

Der Herr Bürgermeister von Zietha und mit ihm verbunden der gesammte Stadtrath, verlebten trübe und düstere Tage.

Sie wußten, daß sie mit dem Mistrauen ihrer Mitbürger beehrt waren und lagen mit den Vertretern der Bürgerschaft über mehrere städtischen Fragen in offenem Streite, von denen sie die Beleuchtungs-

frage bereits zur Entscheidung an die Regierung gebracht hatten. Das konnte natürlich die gegenseitige Stimmung nicht verbessern. Die Herren vom Rathe kannten aber auch die von einer überwiegenden Majorität der Bürgerschaft erlassene Petition an die Regierung, wegen Abänderung eines Paragraphen der Städteordnung, welcher die lebenslängliche Wahl des Bürgermeisters und der Stadträthe betrifft, aber sie hatten gerade während der Anwesenheit des Fürsten ein Zeichen seiner Gunst erwartet, das sie in ihren Stellungen beruhige. Dieses Zeichen war ausgeblieben, und die Herren konnten jetzt gar nicht berechnen, inwieweit der Fürst sie, die städtischen Behörden, für den ihm in der Stadt begegneten Skandal verantwortlich machen — sie vielleicht seine Ungnade dafür empfinden lassen würde. . .

Unter solchen Sorgen gingen die Herren mehrere Wochen lang nach dem Königsfest mit schwer umwölkter Stirn umher, den Blitz fürchtend, der aus dem Olymp der Residenz sie zerschmettern könne.

Doch Wochen vergingen. Der Herbst war recht entschieden eingetreten und die Gespräche über den ärgerlichen Vorfall waren ein wenig zum Schlummer gelangt, ohne daß von der Residenz aus ein Zeichen erfolgte, daß man sich dort Ziethas überhaupt noch erinnere.

Da endlich trafen an einem Tage zwei Entscheide der fürstlichen Regierung in Zietha ein. Der eine

davon brachte abschlägliche Antwort auf die Petition der Bürgerschaft, wegen Aenderung der Wahlen des Bürgermeisters und der Stadträthe auf Lebenszeit, der andere entschied auf dem Recurs des Stadtrathes, wegen der Beleuchtungsfrage des Stadtwalles, in gewohnter Weise gegen die Vertreter der Bürgerschaft.

Der Stadtwall erhielt also nun, anstatt der glänzenden Gasflammen, wie sie die Straßen der Stadt erhellten, einige trübe brennende Oellaternen zu denen einige solche, die in der Stadt vor dem siegenden Gase abgesetzt worden waren, von möglichst altfränkischer Beschaffenheit ausgewählt wurden.

Das Stadtverordneten-Collegium erblickte in diesem Akte nur eine neue Absicht des Rathes, ihren Wünschen recht fühlbar Hohn zu sprechen, und die Verstimmung zwischen den beiden städtischen Gegensätzen wurde eine sich von Tage zu Tage schneidiger zuschleifende.

Die Bürgerschaft, welcher gegen die Entscheidung der Regierung kein Weg des Protestes mehr offen stand, mußte die ihr angethane Gewalt ertragen. Sie beschloß nun aber in ihren Versammlungen um so fester, alles aufzubieten, damit der Bürgermeister nicht wieder zum Landtagsabgeordneten gewählt würde. Die nöthigen Vorbereitungen wurden sofort getroffen, ein bürgerlicher Gegencanditat schon jetzt aufgestellt und die Wühlereien für denselben begannen unge-

säumt, um ihm unter allen Umständen die Majorität zu sichern.

Der Bürgermeister und die Stadträthe aber triumphirten über ihren doppeltem Sieg und zeigten in ihrer nun unantastbaren Sicherheit offen den Hohn gegen die unterlegene Bürgerschaft.

Der Bürgermeister betrachtete wenigstens öffentlich auch die gegen seine Wiederwahl zum Abgeordneten gerichteten Umtriebe mit spöttischer Geringschätzung. Im gesicherten Besitze seiner Bürgermeisterwürde machte er sich wirklich weniger daraus, ob er auch noch Abgeordneter der Stadt Zietha in der Ständeversammlung bleiben würde — gab übrigens auch keineswegs die Hoffnung auf, trotz aller Umtriebe gegen ihn, durch Gegenagitationen und mit Hülfe des sehr bequem eingerichteten Wahlgesetzes, doch die Majorität und den Sieg über seinen Gegencandidaten zu erlangen. Er wußte nur zu gut, welche Macht die Bürgermeisterwürde in seine Hände legte und verstand dieselbe trefflich zu benutzen — vortrefflich auch das Instrument der kleinen Gunstbezeugungen und Bevorzugungen zu spielen und mit geschickter Hand jede einzelne Saite woltönend anzuschlagen.

Auch Herr Wernicke hatte von den Folgen des Königschießens, außer dem Familienärger und den ihn immerhin harttreffenden Verluste Helenens, an

deren stete Gegenwart er gewöhnt war, noch von seiten seiner Mitbürger mancherlei zu leiden.

Es muß bemerkt werden, daß die gewerbtreibende Bürgerschaft von Zietha meistentheils aus ziemlich ungebildeten Vertretern bestand. Bildung war ein Artikel, mit dem man nicht viel anzufangen, den man vor allen Dingen nicht zu verwerthen verstand. Darin aber bestand der Maaßstab der guten, praktischen Leute, die einen Studirten, der in den Jahren, wo sie bereits beste Aussicht Großeltern zu werden haben, endlich ein Stellchen erhält, das ihm ein Weib nothdürftig zu ernähren gestattet — geringschätzend über die Achsel ansahen. Die Schulen wurden als unbequeme Pflichtanstalten betrachtet, die man, wie den Soldatendienst zu den vom Staate auferlegten Lasten rechnete. Es wurde denn auch wenig genug darin gelernt. Auf Bildung wurde eben in den Ziethaer bürgerlichen Kreisen nicht viel gegeben, sie überließ man gern den Beamten und andern Narren; um so mehr gab man dagegen auf das Geld. Die gewerbthätigen Bürger Ziethas waren meist rechte Geldmänner und diese pflegen mit massiven äußern Manieren eine entsprechende Dosis innerer Rohheit zu verbinden.

Da nun besonders nichtdenkende Menschen die Ursache eines sie betreffenden Unfalles niemals in sich selbst und in eigenen Fehlern zu suchen pflegen, sondern in einem möglichst entschieden außer ihnen

liegenden Ereigniß, oder in einer fremden Person, so wurden auch in Ziethа die von der Regierung gegen die Bürgerschaft gerichteten Maßregeln einfach und bequem als Folgen des Königschießens angenommen. Jeder Unbefangene würde sich in diesem Falle einfach gesagt haben, daß eines Fürsten Mistrauen gegen oft bewiesene demokratische Gelüste sich durch ein hochachtungsvoll seiner Person dargebrachtes Dejeuner nicht ertödten ließe und würde folgerichtig die erlittenen Maßregeln auf dieses Mistrauen zurückgeführt haben; den Ziethaer Bürgern fiel das aber gar nicht ein. Sie konnten es ja leichter haben und sich bequemer einen Stoff zum Raisonniren verschaffen. Wernicke mußte in Folge davon von den wenig taktvollen Mitbürgern manche kränkende Bemerkung mit anhören

Für seine Frau bildeten dieselben ein ganz willkommnen Bundesgenossen, der ihr beistand, in ihrem Manne den Zorn gegen Helene zu schüren und stets in hellen Flammen zu erhalten.

Weniger einverstanden mit dieser bequemen Auslegung seiner Maßregeln durch die Ziethaer Bürgerschaft schien dagegen der Fürst zu sein. Derselbe erhielt wie über jede Stimmung und Regung auch in diesem Falle von seinem Getreuen ausführliche Referate.

Er beschloß daher durch ein huldvolles Zeichen gegen Wernickes und Gerbers die Annahme, als ob er dem Intermezzo beim Königsfeste die Ursache der

Entschließungen, welche Ziethas Bürger als Ungnade aufgefaßt hatten, zu suchen seien, mit einem Schlage zu vernichten. Ein bevorstehendes Erreigniß, von welchem ihm gemeldet wurde, bot ihm einen bequemen Anlaß dazu, seine unverminderte Huld gegen die genannten Familien offen darzulegen. —

Fritz Gerber hatte sich von der ihm durch Helene Wernicke ertheilten öffentlichen Demüthigung schnell erholt. Bei den in den Geldkreisen dieser kleinen Stadt verbreiteten Gebräuchen und Ehrenanschauungen galt es nun für ihn, die erlittene Scharte durch eine möglichst schnell abgeschlossene anderweite vortheilhafte Verbindung auszuwetzen. Daß die Ehen nur praktische Compagniegeschäfte wären, bei welchen die Regungen der Herzen nicht weiter in Betracht kommen, galt allgemein als selbstverständlich — und also ist denn auch die erwähnte Sitte völlig erklärlich und natürlich.

Fritz Gerber zeigte sich, ihr gemäß, bemüht, nicht lange in der drückenden Rolle eines Abgewiesenen zu verharren. Ueber Helene hatte er ja vorsorglich schon früher den Töchtern des Herrn Reichhardt einige Aufmerksamkeiten bewiesen, und jetzt warb er keck um die Hand der ältesten derselben, um die herrschende Sitte nicht zu verletzen.

Der reiche und schöne Bürgerssohn erhielt keinen Korb. Die Verlobung wurde gefeiert und die Hochzeit so viel als möglich beschleunigt. Nur wenige

Wochen waren vergangen seit dem Tage, an welchem Fritz Gerber eine wahrhaft traurige Rolle vor Helene Wernicke gespielt hatte, und heute ging er bereits flott und stolz hin, um seinen Hochzeitsanzug beim Schneider zu bestellen. —

Zwei Tage vor der Hochzeit traf bei dem alten Castellan Stephan, der müde und mürrisch auf seinem einsamen Stübchen in dem vereinsamten Schlosse saß, eine Sendung aus der Residenz ein. Neugierig eilte Herr Stephan selbst zur Post, und er war nicht wenig überrascht, ein Kistchen aus dem fürstlichen Cabinete vorzufinden.

Freudestrahlen erhellten und glätteten sein ganzes Gesicht. Der Hoffnung leichtbeschwingte Gestalt stieg lächelnd, winkend, verheißend vor ihm empor, und er eilte, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, in das Schloß, in sein Zimmer zurück — mit der allerhöchsten Anerkennung seiner treuen Dienste im Arme. Ja, wäre es nicht gegen den Respect gewesen, eine allerhöchste Sendung auf der Straße zu eröffnen, so würde er die neugierigen Gaffer an den Fenstern nicht gescheut haben. Was hätte es denn auch geschadet, wenn sie das schon ein Stündchen früher selbst gesehen hätten, was sie ja alles, und zwar so bald als möglich, sämmtlich erfahren sollten und mußten. —

In athemloser Eile stürmte er die Schloßtreppen hinein in sein Zimmer und öffnete, ohne sich einen

Augenblick des Ausruhens zu gönnen, die fürstliche Sendung.

Eine silberne Fruchtschale und zwei Schreiben blickten ihm aus der offenen Kiste entgegen. Das eine offene war an ihn selbst, das andere an Herrn Tischlermeister Gerber gerichtet.

Herrn Stephan's Freude sank bei diesem Anblick — er ahnte bereits eine bittere Enttäuschung, die ihm denn beim Durchlesen seines Briefes auch vollständig bereitet wurde.

Der Brief enthielt weiter nichts, als im Namen Sr. Durchlaucht den Auftrag, als Bote Allerhöchst-desselben folgenden Tages die Fruchtschale mit dem Briefe bei Herrn Gerber abzugeben.

Herr Stephan machte als rechter Mann vom Hofe gute Miene zum bösen Spiel und beschloß sofort sich wenigstens seines hohen Auftrages mit möglichster Würde zu entledigen.

Am folgenden Morgen, es wurde an diesem Tage bei Gerbers Polterabend gefeiert und herrschte in Folge dessen im ganzen Hause ein ungeheures Leben, erschien Herr Stephan in voller Gallatracht — den unglücklichen Hals in die enge Cravatte geschnürt, und mit jener wichtigen, halb feierlichen, halb geheimnißvollen Miene, welche den vertrauten Dienern des Hofes, besonders den Kammerdienern, eigen zu sein pflegt — in Gerbers Hause und fragte nach dem Hausherrn.

Derselbe kam eilfertig herbeigerannt und blickte nicht wenig erstaunt auf den seltsamen Besucher, der ihn mit einer steifen und ceremoniösen Verbeugung begrüßte.

Herr Gerber senior erwiderte dieselbe, so gut ihm das gelingen wollte, und wartete der Dinge, die da kommen sollten, während die Hausgenossen sich neugierig umherdrängten, um kein Wort von dem erwarteten zu verlieren.

Herr Stephan setzte vorsichtig seinen Hut aus der Hand, stellte seine zierlich in Papier gehüllte Last auf den Tisch, zog den Brief bedächtig aus der Brusttasche, richtete sich zu einer achtunggebietenden Stellung empor, wie es einem Ueberbringer Allerhöchster Botschaften zukommt, und begann nach mehrmaligem Räuspern:

„Herr Tischlermeister Gerber. — Se. Durchlaucht der Fürst . . . (hier hielt er eine Weile inne, um das Wort gehörig wirken zu lassen) haben in Gnaden geruht, mich mit einem Allerhöchsten Auftrage an Sie zu betrauen. Ich entledige mich desselben, indem ich dieses Schreiben in Ihre Hände lege und Ihnen dieses Zeichen Allerhöchster Gnade feierlich überreiche." —

Herr Stephan gab dem bestürzten Bürger zuerst den Brief, nahm dann die umhüllte Fruchtschale vom Tische auf und überreichte sie Herrn Gerber ebenfalls, der sich nicht recht zu helfen wußte und mit den ge=

füllten Händen hülflos dastehend, ziemlich zusammenhanglose Worte des Dankes stammelte.

Der alte Hofmann sah stolz lächelnd die Bestürzung und Fassungslosigkeit des biedern Mannes. So war es ihm recht, so sollte und mußte es immer sein: dem majestätischen Blitze gleich mußte die allerhöchste Gnade, wenn sie aus ihrer Höhe niederzuckt, wirken, und der arme Unterthan von seinem Glanze geblendet stehen. —

Endlich aber gewann Herr Gerber seine Fassung wieder und seine biedere, derbe Natur kam zu ihrem Rechte. Er setzte die umhüllte Fruchtschale wiederum auf den Tisch nieder und sagte, indem er bereits das Siegel aufriß:

„Nun, so wollen wir doch einmal sehen, was der Brief eigentlich enthält.“

Der Brief enthielt ein im Auftrage des Fürsten erlassenes Glückwunschschreiben zu der Hochzeitfeier des jungen Gerber und eine Mahnung an die Familien Gerber und Wernicke, sich bei diesem festlichen Ereignisse, welches den fraglichen Gegenstand ja so wie so erledige, zu versöhnen. Sie möchten die alte Familienfreundschaft und das gute, nachbarliche Einvernehmen nicht durch die Thorheit eines Mädchens stören lassen, welches dieselbe hart genug büßen würde, dieselbe aber auch allein büßen solle; sondern sich über sie hinweg im schönen Feste die Hände reichen. Es würde dem Fürsten eine Freude bereiten, von der

erneuten Eintracht der ihm werthen Familien zu hören, wie er sie seiner ungetrübten Huld versichere. —

Nachdem Herr Stephan auch noch den Inhalt des fürstlichen Schreibens erfahren hatte, empfahl er sich würdevoll, der alte Gerber aber wurde durch die Huld des Fürsten ganz gerührt. Es war im Herzen ein Biedermann, und die Feindschaft raubte ihm schon seit langer Zeit die frühere Gemüthlichkeit. Dem Wunsche des Fürsten gegenüber, der sich speciell um diese Angelegenheit kümmerte, sie also gar nicht für unwichtig halten konnte, gab es jetzt kein Fragen und Schwanken mehr — im Hausrocke, wie er sich gerade befand, den offenen Brief in der Hand, eilte Herr Gerber über die Straße in das Nachbarhaus und fragte nach Herrn Wernicke.

Frau Wernicke erblickte mit Verwunderung den seltsamen Besuch und zerbrach sich den Kopf, was derselbe wol bedeuten möge. Sie ließ sich aber trotzdem vor ihm nicht sehen, sondern ertheilte die Antwort, daß ihr Mann beim Baue sei.

Geduldig stieg Herr Gerber die Stiegen zu dem obern Stockwerke empor, in welchem Herr Wernicke, nachdem Frau Strahl mit ihren Kindern aus- und nach Saalburg gezogen war, seine beabsichtigten Bauveränderungen vornehmen ließ. Denn davon hatten ihn weder die Vorstellungen seiner Frau, noch die vielfachen Ereignisse der Zeit abzubringen vermocht.

Bei seiner Lieblingspassion vergaß er im Gegentheil dieselben am leichtesten.

Grübelnd und rechnend fand ihn hier Herr Gerber. Es mußte den in seine Gedanken vertieften Bauherrn mit einem recht kräftigen: „guten Morgen, Herr Nachbar“ anreden, um überhaupt von ihm bemerkt zu werden.

Freundschaftlich begrüßte ihn Herr Wernicke, der offenbar des herrschenden Zwistes gar nicht gedachte, und fragte, immer nur mit seiner Lieblingsidee beschäftigt:

„Wollen Sie meinen Bau inspiciren? das ist recht von Ihnen, Herr Nachbar. Sie waren ja noch gar nicht da. Ich überlege eben, ob ich diese Scheidewand ganz wegnehme, oder nur über das Fenster hinausrücken lassen soll.“

„Herr Nachbar,“ sagte Gerber dem Bau-Enthusiasten seinen Brief hinhaltend, „ich habe hier soeben einen fürstlichen Brief erhalten, der Sie auch mit angeht. Den Wunsch des Fürsten zu erfüllen, bin ich herüber gekommen, um ihnen die Hand zu bieten und Sie zur Hochzeit meines Sohnes einzuladen. Sie, die Frau Nachbarin und die Schwägerin sind herzlich von uns eingeladen.“

Herr Wernicke, der sich nun erst allmählich wieder in die Situation hineinfand, nahm den Brief und las. Dann ergriff er des Nachbars Hand, schüttelte sich herzlich und sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Nachbar, und bin froh, daß die Dummheit zu Ende ist. Was konnten wir alten Leute für die jungen Thorheiten! Kommen Sie hinunter zu meiner Frau, sie wird sich freuen — und ich komme sicher zur Hochzeit.“

Dieses mal hatte sich denn Herr Wernicke auch nicht getäuscht. Seine Frau nahm den Nachbar herzlich auf, ließ sich das fürstliche Schreiben vorlesen, versprach, mit ihrem Manne nachher das hohe Hochzeitsgeschenk zu besichtigen, — und mit Mann und Schwester sich pünktlich zu der Hochzeitsfeier einzustellen. —

Sie hielt Wort. Eine Stunde später schritt sie freundlich lächelnd an dem Arme ihres Mannes über die Straße, zur Verwunderung der neugierigen Nachbarn, welche den ganzen Vorfall mit offenem Erstaunen und ohne den Zusammenhang zu ahnen, mit angesehen hatten, gerade in Gerbers Haus hinein. —

Dort besahen und bewunderten sie die zierliche silberne Schale und versprachen nun auch der Frau Nachbarin unter herzlichen Freundschaftsversicherungen, daß sie als Hochzeitsgäste erscheinen würden.

Frau Wernicke mußte nothgedrungen ihren hier gehegten Plan nun verloren geben. Aber wie sie dieses thun mußte und ihren Verdruß darüber unter einem freundlichen Lächeln verbarg, so gewiß wollte sie jetzt auch die ungehorsame Dirne für alle Zeiten aus ihrem Herzen und Hause verstoßen wissen! —

Es war, als ob sie das Schicksal umgehend auf die Probe stellen wollte.

Kaum hatte Frau Wernicke die Besuchstoilette wieder abgelegt und ihr Mann war befriedigt wieder zu seinem Bau in das obere Stockwerk zurückgekehrt, so brachte der Briefträger einen Brief von Helene, der an ihren Mann adressirt war.

Sie nahm ihn und betrachtete ihn einen Augenblick lang von allen Seiten. Sie schwankte, was sie thun sollte. Der Brief war an ihren Mann adressirt — durfte sie ihm denselben vorenthalten? — Bah, er ist ein Schwachkopf! sagte sie sich kalt. — Ich allein weiß, was sich hier geziemt und schickt, und ich werde thun, was die Dirne verdient, von der ich nichts mehr hören und erfahren mag. Mag sie betteln gehen, wenn sie Noth leidet. . .

Frau Wernicke sagte sich das alles selbst, mit hartem, zornigen Sinne — jetzt kannte sie kein Schwanken mehr, sondern schrieb schnell einige Worte auf den Brief.

„So", sagte sie zum Briefträger und gab ihm den Brief zurück.

Kopfschüttelnd entzifferte derselbe die festen Schriftzüge: „Wird nicht angenommen."

VII.

Herbe Prüfungen.

Nur wenige Wochen waren seit der Abreise der Adelheid nach England und dem Eintritt Helenens in das Institut des Fräulein von Meerheim vergangen, doch waren diese Wochen für alle unsre Freunde in Saalburg keine angenehmen, sondern eine Zeit herber Prüfung geworden.

Alle unsere Saalburger Freunde gehörten zu den Idealisten und Optimisten, und es geschah ihnen zumeist, daß die karge Wirklichkeit in ihrem Gewähren weit hinter den Hoffnungen einer schwärmerischen Phantasie zurückblieb.

Als nach längerem Misgeschick von den drei arbeitsuchenden Persönlichkeiten jeder Einzelne eine gewisse Beschäftigung gefunden hatte, war alle, die praktische Professorin vielleicht ausgenommen, hocherfreut gewesen und hatten kühnlich von dem Ende aller Erdensorgen geträumt. Der Professor, ein unverbesserlicher Optimist und höchst unpraktischer Rechner

voraus. Derselbe hatte, zum Leidwesen seiner Frau, sich niemals auch nur den geringsten Geschäftsblick anzueignen vermocht; sich selbst überlassen, fiel er blindlings auch der plumpesten Speculation zum Opfer, und es lag in diesem seinen Wesen ein Hauptgrund für die Thatsache, daß er, trotz seiner Gelehrsamkeit, nicht nur nie aus den beschränkten Verhältnissen herausgekommen, sondern daß auch das Vermögen seiner Frau darüber noch vollständig zu Ende gegangen war.

Die jungen Leute hielten auch jeden Thaler für eine unerschöpfliche Summe, und so traf es denn nur zu bald ein, daß die Wirklichkeit mit ihren bitteren Lehren auch bei ihnen sehr bald in die Schranken trat.

Wie fröhlich hatten die jungen Ehegatten, Werner und Ida, den ersten Abend miteinander verlebt, an welchem sie, wie Rudolf sagte, wieder einmal selbstverdientes Brot essen durften! Doch dieser Frohsinn blieb nicht von langem Bestand, weil ihm nur zu bald die Sorge entgegen trat. Ida war aus dem elterlichen Hause an ein zwar nicht ausschweifendes, aber auch nicht ängstlich rechnendes Haushalten gewöhnt; einen gewissen Comfort, eine behäbige Ausgiebigkeit hatte das Haus des Professors, seiner Stellung und Range gemäß, immer entwickelt.

Wußte nun auch Ida, daß sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht an eine ähnliche Wirth=

schaftsweise denken konnte und that demgemäß alles Mögliche, um zu sparen und sich nothgedrungen einzurichten, so verstand sie es doch nicht recht anzufangen, begann es gerade in verkehrter Weise und der Erfolg war, daß sie nicht und nirgends mit dem, was ihr Mann von seinem Verdienste ihr zu gewähren vermochte, auskommen konnte.

Das wollte und wagte sie dem Rudolf nicht zu gestehen, weil sie ihm zu kränken, oder wol gar Vorwürfe von ihm fürchtete — rathlos, geängstigt rannte sie hin und her und vermochte doch mit allem Sorgen und Aengstigen die geleerte Wirthschaftskasse nicht wieder zu füllen. So kam es, daß Rudolf, wenn er von der Arbeit ermüdet, nach Hause kam und ein kräftiges Essen und ein freundliches Gesicht von seiner Frau erwartete, diese mit verweinten Augen fand und an den Speisen sich weder stärken noch erquicken konnte. Doch ließ er sich letzteres, was er ihrer sich erst allmählich einrichtenden wirthschaftlichen Unerfahrenheit zuschrieb', niemals merken, sondern forschte in seiner Liebe und Sorge um das theure Weib nur dem Grunde ihrer gedrückten Stimmung und der vom Weinen gerötheten Augen nach. Die letzteren verleugnete sie und schrieb sie dem hellen Küchenfeuer zu, die erstere aber möchte wol in einem kleinen Unwolsein ihren Grund finden . . . So sagte sie, doch verstand sie dabei das Lügen nicht, sondern Rudolf sah bei jedem Worte, daß sie Ausreden suchte, um

ihn zu beruhigen oder zu täuschen. Er bemerkte bei einmal gewecktem Mistrauen ihr ängstliches Bemühen, in seiner Gegenwart heiter zu erscheinen und das Lächeln, zu welchem sie sich offenbar zwang, zerschnitt ihm das Herz. Was hatte sie, was fehlte ihr nur? Sie verleugnete ihm, suchte ihm es zu verbergen, daß sie litt, ihm, dem sie doch alles liebend und vertrauend hätte offenbaren sollen! — Es konnte also nur ihn selbst betreffen. Ihn selbst mußte also die Schuld ihres Leides treffen; er, der keinen andern Gedanken kannte, als ihr Glück, der keinen andern Willen hatte, als für dasselbe zu leben, er bereitete ihr Kummer, ohne daß sie es gestehen wollte, ohne daß sie ihm vertraute: wodurch. . .

Mistrauisch streifte sein trüber Blick über seinen blauen Arbeitskittel. Sollte er in ihm den verborgenen Grund für seines Weibes Leid gefunden haben — sollte die Professorstochter sich der Proletariertracht ihres Gatten schämen, an dessen Seite sie, da sie ihm ihre Hand gereicht hatte, ein anderes, glänzenderes Los erwartet hatte, als er ihr gegenwärtig zu bieten im Stande war?

Der Gedanke traf ihn wie ein Messerstich mitten in die Brust und weckte drinnen ein unsagbares Wehe. Aber auch er sprach sein Vermuthen nicht aus, sondern verbarg es schmerzbewegt in den innersten Falten seines Herzens. Doch seine Fröhlichkeit war von jetzt an dahin. Verstimmt, wie sein Weib,

ging er trauernden Sinnes fort, an die Arbeit zurück, um in sie sich zu versenken, bei ihr die Last zu vergessen, welche das Bewußtsein auf ihn gewälzt hatte: Du vermagst Dein Weib nicht glücklich zu machen. Sie ist getäuscht und beweint zertretene Hoffnungen.

Was er that, geschah doch nur um ihretwillen — für sie allein, um sie dem Gefühle jeder Abhängigkeit zu entreißen. — Und sie schämte sich seiner, weil er den Gesellschaftsfrack mit dem Kittel, die Directorswürde mit der einfachen Handarbeit vertauscht hatte? . . Bitter berührte ihn diese Vermuthung. War sie, die er als sein Ideal geachtet und geliebt hatte, so im äußern befangen, daß sie sein Herz weniger schätzte, wenn es unter grober Leinwand schlug! Unfaßbar war ihm der Gedanke und doch, wo sollte er einen andern Grund, einen Ausweg finden aus diesem Labyrinthe, wenn sie ihm ihr Vertrauen entzog? Konnte er sie zum Vertrauen zwingen, das, der Liebe gleich, um Werth zu besitzen, das freie Geschenk der Seele sein mußte? —

In seine Arbeit hinein, unter rastlos fieberhaftem Schaffen, senkte er seinen Zweifel, die Bitterkeit des Empfindens, das er nicht zu überwinden vermochte. —

Ida, der seine Verstimmung nicht entgangen war, die sogar dunkel ahnte, was ihn bedrücken mochte und die sich anklagte ihn betrübt zu haben,

ohne doch eine Hilfe, einen Ausweg zu entdecken, wie sie das Unglück ändern sollte, ohne ihn vielleicht noch mehr zu kränken, als es nun schon geschehen war; Ida, das junge unerfahrene Kind, das an der liebenden, behütenden Eltern Seite, immer nur des Lebens süßen Schaum, aber nie seine bittere Hefe gekostet, immer nur des Daseins sonniges Glück, nie seine schattige Last erfahren hatte, brach in bittere Thränen aus.

Die Noth und Sorge daheim, die er nicht ahnen sollte und seine Kränkung durch ihre Schuld dazu, das wurde zu viel: verzweifelnd rang sie im tiefsten Weh die Hände zum Himmel empor. —

Wenn Rudolf sie so gesehen und in ihrem Herzen hätte lesen können, wie sehr er ihr unrecht that mit seinen Befürchtungen, und wie sie nur aus Liebe zu ihm litt, so würde er ihr mit entzücktem Herzen jeden bittern Gedanken abgebeten haben.

In solcher Hülflosigkeit eilte Ida endlich zu ihrer Mutter, um bei dieser, der treuesten Freundin und Lenkerin ihres ganzen Lebensweges, Rath zu suchen. Gewiß war er bei dieser auch am sichersten zu finden, und die brave Frau würde der in Liebe irrenden Tochter sicherlich die einzig wahre Medicin für diesen, wie alle kritischen Fälle des Ehelebens bezeichnet haben: Vertrauen, rückhaltloses Vertrauen zum Gatten! —

Doch anders war es vorgesehen in des Schicksals Rathe.

Als Ida das Haus betrat fand sie daselbst alles in Schrecken und maßloser Verwirrung.

Dieselbe durchdringend fand sie in ihres Vaters Zimmer denselben bewußtlos auf dem Sofa liegen, von hülfreichen und eilfertig bemühten Aerzten umgeben, die Mutter in Thränen gebadet neben ihm, der einer Leiche glich.

Lange war die zum Tode erschrockene Tochter, die über den entsetzlichen Anblick des geliebten Vaters jedes andere Leid vergaß, gar nicht im Stande zu erfahren was vorgefallen, und was dem Vater widerfahren sei. Die Mutter schüttelte in dumpfer Verzweiflung nur trostlos schluchzend das Haupt, aber war zu sprechen nicht im Stande. Die alte Dienerin des Hauses theilte der vernichteten Tochter endlich den Gang des unglückseligen Ereignisses mit.

Der Professor, ein kräftiger, wenn auch nicht gerade corpulenter Mann, hatte in gewohnter Weise sein Mittagsmahl eingenommen, heiter und im besten Wolsein, wie er es gewohnt war. Nach Beendigung desselben hatte er sich an seinen Schreibtisch in den Lehnstuhl gesetzt, und seine Frau hatte ihm zu Pfeife und Zeitung, die er als Nachtisch zu genießen pflegte, die gefüllte Kaffeetasse gebracht.

Plötzlich hatte darauf sie im Nebenzimmer, wo sie der gewohnten Mittagsruhe pflegen wollte, einen

harten Schlag vernommen — und erschrocken herbeistürzend fand sie ihren Gatten vom Stuhle gesunken und bewußtlos am Boden liegend.

Auf ihren Hülferuf waren die Hausgenossen herbeigeeilt, hatten den Leblosen auf das Sofa gebettet, Aerzte waren herbeigerufen worden, die nun um den Professor beschäftigt waren, jedoch ohne daß seither eine Aenderung in seinem Zustand eingetreten war.

Der alte Hausarzt und Freund des Professors und mehrere andere junge Aerzte, nach welchem derselbe selbst sogleich geschickt hatte, standen um den vom Schlagfluß Getroffenen beschäftigt; ein Aderlaß war vorgenommen worden und alle Mittel, welche die Heilkunst in diesem Falle bietet, wurden angewendet, und erschöpft, ohne daß bisher ein anderes Resultat gewonnen worden wäre, als die Gewißheit von dem noch vorhandnen Lebensfunken im Professor.

„Lebt mein guter Mann?“ fragte die Professorin den alten Hausarzt, der sich einen Augenblick zu der trostlosen Dame hingewendet hatte. . .

„Er lebt, verehrte Freundin, so schwach auch jetzt die Pulse schlagen, sie schlagen noch.“

„Und wird er sich erholen, wird er?“

„Darauf wäre vorläufig jede Antwort eine Lüge, verehrte Frau. Was unsere Kunst vermag, um den schwachen Lebensfunken zu neuer Thätigkeit zu wecken, ist geschehen — ich hoffe auf günstigen Erfolg.“

Endlich, nach langen, bangen Minuten regten sich

die Boten des neuen Lebens wieder thätiger, der Kranke wurde in ein durchwärmtes Bett gebracht und den Seinigen die strengste Vorsicht, die gewissenhafteste Sorgfalt in der Pflege anempfohlen.

Man durfte der geängsteten Gattin dieselbe nicht erst zur Pflicht machen. —

Während so in der Treuhardt'schen Familie zu der Sorge der Schrecken und die höchste Gefahr sich gesellten, befand sich Arno nicht viel woler. Derselbe hatte, sobald er in seiner jugendlichen Berechnung seine Existenz vorläufig gesichert glaubte, seiner Mutter geschrieben, daß sie mit den Schwestern nach Saalburg nachkommen möge, und diese war froh, dem Rufe folgen zu können, der sie aus Ziethа entfernte. Hatte sie doch in diesem Orte in letzter Zeit nur noch Bitterkeiten erfahren und war mit gekränktem Herzen aus einer Stadt geschieden, an die sie nur noch das Grab ihres Gatten in Liebe band.

Doctor Strahl hatte in letzter Zeit noch ein schwieriges Werk unter der Feder gehabt, an welchem er schon seit Monaten arbeitete und durch dessen Ertrag er sich für die Zukunft von den Sorgen und Lasten frei machen wollte, welche ein Umzug, wie der mit seiner Familie nach Zietha, und die Einrichtung daselbst zum unvermeidlichen Gefolge hat. Das Werk war bei seinem Tode nur erst in seinen schwierigen Grundzügen vollendet und deshalb noch werthlos. Denn die reichen Studien, welche der Verfasser

zu demselben gemacht hatte, waren mit ihm in das Grab gesunken. Der Buchhändler welcher die Arbeit bestellt hatte, nahm sie natürlich im unfertigen Zustande nicht an und zahlte keinen Thaler für die verlorene Mühe des Verstorbenen.

So sah sich Frau Strahl gezwungen, die noch vorhandenen Schulden aus dem geringen Ertrage der entbehrlichen Inventarien zu bezahlen. Man weiß nun aber wol, was bei einer Auction in einer kleinen Stadt gewöhnlich für Beträge erzielt werden — und es ging der armen Witwe nicht besser, als es gewöhnlich zu gehen pflegt.

Der kleine Ueberschuß des Ertrages deckte gerade noch die Kosten des neuen Umzugs, sodaß Frau Strahl, als sie sich in der kleinen Familienwohnung, welche Arno in Saalburg ausgewählt, eingerichtet hatte, auch mit ihrer Baarschaft zu Ende gelangt war.

Bald zeigte sich nun auch in der Familie Strahl die Unzulänglichkeit von Arno's Verdienste. Der junge Mann hatte keinen klaren Begriff von dem zum Unterhalte einer Familie Nöthigen, selbst im bescheidensten Maßstabe gehabt, und Sorge und Noth wurden binnen wenigen Tagen die ungebetenen, aber um so aufdringlicheren Gäste. Frau Strahl bemühte sich zwar sofort auch um Beschäftigung und fragte in allen Tapisserie-Läden nach Aufträgen zu feinen Arbeiten, zu Nähereien, Stickereien und dgl. nach,

doch wurde sie dabei nicht vom Glücke begünstigt. Trotzdem die Weihnachtszeit mit ihrem Bedarfe in solchen Dingen in Aussicht stand, schien man doch überall mit Vorräthen reich versehen zu sein, versprach sich auch vielleicht bei der gerade herrschenden Theuerung keinen besondern Absatz, um allzu reiche Waarenlager aufzuspeichern. Denn das Jahr hatte nur eine ungenügende Ernte gebracht. Allzugroße Trockenheit hatte die Saaten in ihrer Entwickelung beeinträchtigt, die Futterfelder vertrocknet, und alle Lebensmittel waren schon jetzt in bedenklicher Weise im Preise gestiegen. Vorausblickende Aengstliche befürchteten für den Fall eines strengen Winters einen förmlichen Nothstand und diese Sorge übte vibrirend schon jetzt ihren beängstigenden und bedrängenden Einfluß auf die gesammte Geschäftswelt aus.

Auch kam noch hinzu, daß Frau Strahl im Orte fremd war und die Geschäfte sämmtlich ihre stehenden Arbeiterinnen zu beschäftigen hatten; kurzum alle ihre Bemühungen um eine Quelle des Verdienens blieben vorläufig vergeblich.

Da wurde der Jammer groß, für welchen es keine Abhülfe gab. Trotz aller Bemühungen Arno's, seine Einnahmen durch immer größere Anstrengungen zu vermehren, blieb der Mangel doch der Armen treuester Gefährte und der Uebergang aus den früher doch immer freundlichen Verhältnissen zu einer alles versagenden Gegenwart war ein tief niederdrückender,

der Frau Strahls Wangen bleichte und den Glanz ihrer Augen erlöschen ließ. —

Auch Helene durfte sich in ihrer Stellung bei Fräulein von Meerheim auf keinem dornenlosen Pfade bewegen, sondern mußte wie es ihr die Tante voraus verkündigt hatte, als Bürgerliche unendlich viel von den Launen und der Nichtachtung des alten adelstolzen Fräuleins, wie der gesammten Inwohnerschaft des Instituts, bis zur Pförtnerin hinab leiden, die alle ein Recht, die Bürgerliche zu misachten zu haben glaubten. Wenn sie dann, um sich einmal am Anblick anderer, vernünftiger Menschen zu erheben, in die Stadt kam und Treuhardts und Strahls besuchte, so fand sie dort Verstimmung, hier volle Noth, die sich trotz aller sorglichen Verbergung nur zu deutlich offenbarte. Arno bekam sie meist gar nicht mehr zu sehen, da derselbe entweder Stunden gab, oder irgendwo bei einer Abschrift oder Correctur saß, und so wurde ihr auch nicht einmal der Trost zutheil sich im Anblick des geliebten Jünglings zu erholen und zu stärken.

Es war, als ob der Himmel sein Angesicht verhüllt und sich von unsern Freunden abgewendet hätte, um sie für frevelnden Uebermuth zu strafen, wo sie sich doch nur des Rechtthuns bewußt waren. —

Und doch war der Becher des Leidens noch nicht bis zum Rande gefüllt.

Neue Tropfen lösten sich bereits im Schose des

unerforschlichen Rathschluses, um hineinzuträufeln in den offenen Kelch und die herben Prüfungen, welche derselbe bot, noch immer zu verbittern.

Auch an dem früher erwähnten Nachmittage kam Helene auf eine Weile zum Besuch in die Stadt. Der Abend dämmerte bereits, als sie in ihres Onkels Haus trat und schon im Vorhause von der alten Magd den schrecklichen Vorfall, welcher den Professor betroffen hatte, erfuhr.

Sie fand ihre Tante und Cousine in Schmerz und Jammer völlig aufgelöst, denn der Professor schwebte noch immer in höchster Lebensgefahr. Alle Kräfte waren ihm auf einen Schlag geschwunden, er konnte sich nicht bewegen und nicht sprechen; wie leblos, mit geschlossenen Augen lag er da, und nur die leisen Athemzüge, das schwache Leben der Brust bekundeten, daß er noch lebe.

Helene durfte ihn gar nicht sehen. Sie verließ die Verwandten mit tröstenden Worten, aber mit zerrissenem Herzen. Wie bewußtlos und in tiefem Jammer ging sie weiter, zu Strahls, um dort neuen Jammer und die aus jedem Zug sprechende Sorge zu finden.

Sie wartete noch nicht lange daselbst, als Arno nach Hause kam. Er war mit seiner Arbeit zu Ende und hatte augenblicklich nichts Neues zu thun. Auch er erschien tief niedergeschlagen, sein Gesicht bleich und verhärmt, und man erkannte den lustigen und lebens-

frohen Burschen in ihm nicht wieder, der damals frohmuthig vom Mühlenberge bei Zietha auf die Stadt niederschaute und dann in dieselbe einwanderte, um noch das Vogelschießen mitzufeiern.

Und doch lagen nur wenige Monate zwischen damals und heute! —

Helene drängte zur Heimkehr, denn auch auf die Einhaltung bestimmter Ordnungsstunden sah das gnädige Fräulein bei der bürgerlichen Mamsell. Sie war überhaupt mit dem öfteren Besuchen derselben in der Stadt durchaus nicht zufrieden.

Arno erbot sich Helene zu begleiten. Sie nahm es an, um sich einmal mit dem Geliebten aussprechen zu können, dem sie noch so mancherlei mitzutheilen hatte.

Sie erzählte ihm auf dem Wege, daß sie noch einmal einen Versuch gemacht habe, durch einen herzlichen, demüthig bittenden Brief an ihren Pflegevater eine Versöhnung mit den Eltern anzubahnen. Sie wolle nichts weiter als Versöhnung, nur das Ende des düstern Grolles, der wie Mehlthau vergiftend auf ihren Herzen lagere. Täglich hoffe sie nun eine Antwort vom Vater und bitte Gott, daß dieselbe günstig ausfallen und ihren armen gequälten Herzen die Ruhe wiedergeben möge. Keine Rückkehr in das Elternhaus, nur Versöhnung wünschte sie. Ferner erzählte sie Arno von einem Briefe der Adelheid aus England. Diese schrieb, daß es ihr drüben

außerordentlich gut ginge. Ja, sie bäte Helene, so schnell als möglich ebenfalls hinüber zu kommen, da sie zu neuen Einrichtungen im Institute ihrer bedürfe und eine ebenso angenehme als nutzbringende Stellung ihrer warte.

„Und was willst Du darauf thun?“ fragte Arno fast tonlos.

„Ihr es abschreiben. Solange mir hier nicht geradezu Unwürdiges geschieht und die Aussöhnung mit den Eltern mir noch in Aussicht steht, will ich geduldig alles Schwere ertragen, um Dir nahe zu bleiben. Du bleibst mein bester Trost, wie ich weiß, daß ich der Deinige bin.“

Arno drückte ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Ich danke Dir, Helene,“ sagte er innig, „denn Dein Fortgehen wäre mir der härteste Schlag geworden. Du bist der Stern meiner Gegenwart, wie Du der meiner Zukunft bist. In Deinem Anschauen trinke ich Kraft. Und doch, wenn es für diese Zukunft, die wir erringen müssen, so schwer es uns das Schicksal auch machen will — wenn es für die Zukunft nothwendig gewesen wäre, so . . .“

„So . . .?“ fragte sie mit ängstlicher Spannung.

„So würden wir auch diese Prüfung ertragen müssen. Gebe der Himmel, daß sie uns erspart bleibe — doch sei es, wie es sei, durch müssen wir

einmal und uns freie Bahn durch alle Hindernisse brechen."

Sie waren vor dem Institute angekommen und standen und plauderten daselbst noch ein wenig. Dann trennten sie sich und Helene ging in ihr Zimmer, wo sie vor dem Schlafengehen den Brief der Freundin, die sie mit Worten wahrer Herzlichkeit zu sich rief, noch einmal durchlas.

Am folgenden Morgen wurde sie frühzeitig zum gnädigen Fräulein befohlen. Sie fand diese in demselben Gemache, in welchem sie die alte Dame bei ihrem ersten Besuche im Institute gefunden hatte. Doch saß sie diesmal nicht würdevoll auf dem Sofa, sondern rannte in heftiger Bewegung im Zimmer auf und nieder.

„Sie — Person, lassen Sich abends von Männern nach dem Institut begleiten — schänden den Ruf meiner Anstalt!" gellte sie Helene an.

„Fräulein von Meerheim," antwortete diese mit Würde, „Sie erlauben sich seltsame Ausdrücke! Nur mein Bräutigam begleitete mich gestern Abend bis vor dieses Haus."

„Sie will noch opponiren, Mamsell! Welches Beispiel gibt sie den ihr anvertrauten Schülerinnen, wenn Sie selbst so sittenlos Sich benimmt!"

„Fräulein von Meerheim, kein Wort weiter!" rief Helene erglühend, „oder ich verlasse sofort Ihr Zimmer und dieses Haus!"

„Dirnen passen so nicht hier herein!" schmetterte das Fräulein mit Trompetenstimme hervor.

Ohne ein Wort zu erwidern, wandte sich Helene um und verließ das Zimmer — eine Stunde später völlig gerüstet das Haus.

So kehrte sie am folgenden Morgen in das Haus des todkranken Onkels zurück, wo sie nur wieder eine Störung bildete und neue Unruhe erregte. Sie erzählte flüchtig, was geschehen war.

„Ich habe es längst erwartet!" sagte die Tante, die mühsam zugehört hatte, weil der kranke Gatte, welcher noch immer in demselben beängstigenden Zustande verharrte, noch immer ihre ganze Aufmerksamkeit forderte.

Helene begab sich in das Oberstübchen, welches sie schon früher bewohnt hatte. Kraftlos sank sie, ohne nur ablegen zu können, auf das Sofa und weinte sich herzlich aus. Das erleichterte, das kräftigte sie wieder.

Sie hörte, daß jemand die Treppe emporstieg. Schnell trocknete sie die noch rinnenden Thränen — sie glaubte, daß es Ida sei und wollte vor ihr stark erscheinen. Es war jedoch die alte Magd, welche einen Brief überbrachte. Hastig griff Helene nach demselben — er konnte nur aus Zietha vom Vater kommen. — Da stand sie starr und erbleichte wie zum Tode — ja, er kam aus Zietha, kam vom Vater. Er brachte ihr eine Antwort von ihm, aber

die kurze, vernichtende Antwort: wird nicht angenommen!" —

Es war ihr eigener Brief, welcher in Ziethа unerbrochen zurückgewiesen worden war.

Damit brach auch die letzte Stufe unter ihr zusammen, riß auch das letzte Ankertau entzwei. — Steuerlos, den wilden Wogen preisgegeben, trieb das Schifflein auf dem weiten Oceane des Lebens und der verzweifelnde Steuermann sah sich vergeblich um nach einem sichern Port . . .

Lange blieb Helene völlig halt- und rathlos. Was sollte sie thun? Zurückgestoßen von den Eltern konnte sie den Verwandten sich nicht als Bürde aufladen, die schwer genug trugen an der eigenen Last.

An eine Zukunft mit Arno'n war noch gar nicht zu denken, wo die gierige Gegenwart tigergleich jeden schwachen Hoffnungsstrahl im Entstehen verschlang und jeden keimenden Trieb mit der Wurzel ausriß.

Als sie so sann und überlegte und doch nur ein immer trüberes Resultat zu dem trüben häufen konnte, da fiel ihr Blick wiederum auf der Adelheid Brief.

Ein Blitzstrahl fuhr durch ihre Seele. Inhaltsschwere Minuten stand sie prüfend überlegend da.

„Die Zukunft fordert es jetzt, die Zeit ist da von der Arno gestern redete . . . . Jetzt auf nach England!" —

So lautete endlich das von Helenen gewonnene Resultat ihrer trüben Erwägungen.

Ihr Entschluß blieb fest und unabänderlich. So schwer ihr auch der Abschied wurde, durch! flüsterte sie unter Thränen dem Geliebten zu — und auch dieser Abschied wurde tapfer durchgekämpft.

Mit den besten Segenswünschen für die Theuren alle, besonders für den Professor, der sich von seinem schweren Anfall langsam, nur sehr langsam erholte, bestieg sie den Eisenbahnwagen, um wieder einmal als eine vor dem Schicksal flüchtige, den schwachen Fuß in die ferne Fremde hinaus zu setzen.

Die Glocke ertönte. — Einen letzten Kuß auf die bleichen Lippen des Geliebten, der das Gelöbniß unwandelbarer Treue bis in den Tod besiegelte — „auf glückliches Wiedersehen! der letzte Gruß — noch ein Winken, Winken, Winken . . . . so lange sie sich sehen konnten — dahin brauste der Dampfzug, dem Norden zu.

VIII.

Letzte Lebensstunden.

Nach langem Zögern war das freundliche, milde Herbstwetter mit einem male in strengen Winter übergegangen. Graue, schneekündende Wolken waren, von einem scharfschneidenden Nordost getrieben, aus der Werkstätte des Winters heraufgezogen und hüllten das seitherige freundliche Blau des Himmels mit dichten Trauerschleiern ein. Mit einem male war mit dem November auch das echte Novemberwetter da, und auf den Rinnsteinen der Straßen wie auf den Teichen und Bächen bildete sich die spiegelglatte Decke, welche das Leben der Gewässer zu Winterszeiten einsargt.

Der Umschlag war in den Nachmittagsstunden desselben Sonntages gekommen, an welchem in Zietha Fritz Gerber's Hochzeit im Hause seiner Schwiegereltern gefeiert wurde.

Mittags hatte die Trauung stattgefunden. Die

Gäste hatten sich dann zu Tische gesetzt, um das Ereigniß würdig zu feiern, und so, unter Essen und Trinken, das nur zuweilen von einem Lebehoch auf das Brautpaar oder die Eltern, oder auf sonst eine Person in der Gesellschaft ausgebracht wurde, verging der Tag und Abend.

Der stattgehabten, auf den Wunsch des Fürsten geschehenen Versöhnung entsprechend befanden sich auch Wernickes unter den Hochzeitsgästen, und die beiden Nachbarfamilien schienen gegenseitig erfreut und erleichtert, das drückende Misverhältniß nach jahrelanger nachbarlicher Freundschaft auf so gute Manier ausgeglichen zu sehen.

Auch Fräulein Sophie Köhler, welche eines Unwolseins wegen, sich anfänglich geweigert hatte, an dem Feste theilzunehmen, dessen ziemlich aufregenden und langdauernden Verlauf sie nach früher durchlebten Beispielen berechnen konnte, hatte endlich den Ueberredungen doch nachgeben müssen. Die Aussöhnung sollte jetzt auch, nach Ziethaer Begriffen, eine allgemeine und unzweideutige werden, und darum durfte Fräulein Köhler nicht dabei fehlen. Ihre Schwester, die sich in letzterer Zeit wieder nur seltener bei ihr hatte sehen lassen und welche Wirthschaftssorgen und den Bau im Wohnhause dabei als passenden Vorwand zur Entschuldigung fand, war selbst zu dem Fräulein gekommen, um ihm die Nothwendigkeit des Erscheinens auf dem Feste auseinanderzusetzen. Die gutmüthige

alte Dame hatte denn auch, trotz ihres Unwolseins, endlich nachgegeben. —

Bis in die Nacht hinein dauerte das Hochzeitsfest, welches schließlich einen ziemlich stürmischen Verlauf nahm, und bis zum Schluß mußte auch Fräulein Sophie auf demselben ausharren. Durch die schneidende Morgenluft des plötzlich erschienenen Winters hindurch wurde sie endlich durch Schwager Wernicke in ihre Wohnung heimgeleitet.

Am andern Morgen fühlte sie sich noch unwoler. Sie mochte sich auf dem Heimwege erkältet haben — und mußte das Bett hüten. Der herbeigerufene Arzt erkannte das Heranziehen einer bedenklichen inneren Entzündung und verordnete strengste Vorsicht und Hüten des Bettes.

So lag sie lange, langweilige Tage auf die Pflege ihrer alten Wärterin und die Besuche des Arztes angewiesen.

Frau Wernicke fand des Baues wegen immer noch nicht Zeit, der Schwester mehr als flüchtige Besuche abzustatten, und auch der Herr Diakonus Lehfeld, dem die alte Dame ihre Krankheit melden ließ, hatte sie nur einmal besucht und geklagt, wie furchtbar gerade gegenwärtig die Amtsgeschäfte ihn in Anspruch nähmen.

Mit frommem Troste und schönen Worten war er geschieden, den Segen des Himmels auf das gute Fräulein und ihr Wolergehen herabrufend.

Da lag Fräulein Sophie denn ganz allein in ihrem Krankenzimmer, während draußen Eisesluft herrschte und dichtes Flockenspiel die Helle des Tages trübte. Da lag sie allein und dachte in ihrer sich täglich steigernden Schwäche über die Vergänglichkeit alles Irdischen nach. In ihrer wahrhaften Frömmigkeit fürchtete sie den Tod nicht, sondern sah in ihm einen Boten Gottes, der sie aus der kurzen Prüfungszeit des Erdenlebens empor, in die unsichtbare Welt führen sollte, in welcher die befreiten Geister durch höhere Vollkommenheit ihre Gottähnlichkeit bezeugen. Nur eine gewisse Wehmuth überschlich die alte Dame bei dem Gedanken, daß sie nun von so manchem Liebgewordnen scheiden und mit den brechenden Augen die Stätte verlassen sollte, an der sie so lange gewirkt hatte und Gutes zu stiften aufrichtig bemüht gewesen war.

In den langen, stillen Stunden des Krankenlagers fand sie auch Zeit zur stillen Einkehr in sich selbst. Und milder, immer milder und versöhnlicher gestaltete sich ihr Sinn, wenn sie bedachte wie nahe vielleicht die Scheidestunde von diesem Leben ihr bevorstand. Da lagen sie vor ihr die langen Jahre dieses Lebens mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Irrthümern und Fehlern, auf welche sie nun, an der Grenze des Irdischen, mit lächelnder Ruhe blickte. Bis in die Jahre der Jugend zurück schweifte ihr beschaulicher Blick. Die Zeit der Herzenskämpfe, in denen sie

frischmuthig ihre Menschenrechte vertheidigt und der Stimme des Herzens gegen jede fremde Aufdringung den Sieg verschafft hatte, durchforschte sie mit prüfendem Blicke — und was sie auch, in der Leidenschaft des Augenblicks, einst der sich auch gegen Gewalt auflehnenden Helene Gegentheiliges zugerufen haben mochte —: an der Schwelle des Todes gestand sie sich doch wieder zu, daß sie noch heute mit dem zufrieden sei, was sie damals gethan hatte. Ihre damalige Aeußerung gegen Helene, welche dieselbe zu einem blinden Gehorsam aufforderte, den sie selbst zu leisten nicht im Stande gewesen war, trat fast vorwurfsvoll vor die Seele der alten Dame, welche ernsten Sinnes Prüfung in ihrem eigenen Leben abhielt.

Es war einer der wenigen Vorwürfe, welche sie sich selbst machen mußte. Sie hatte damals in dem schnell und ereifert hingeworfenen Worte ihre eigene Ueberzeugung verleugnet. Die Leidenschaft hatte sie verblendet, welche von Saalburg her und durch die Mittheilungen des frommen Lehfeld angefacht worden war.

Helene hatte jedoch ihrem Worte nicht gehorcht, sondern war den eigenen Weg unbeirrt weitergegangen. Sie war als Siegerin vom Kampfplatze geschieden, für die Freiheit des Herzens und der Seele jedem irdischen Vortheil feind. Aber wenn es nun anders gekommen wäre! Wenn Helene weniger selbst=

ständig, weniger muthvoll sich bewiesen hätte! Wenn sie, der Eltern und dem Worte der geliebten Tante folgend, der an sie gestellten Forderung nachgegeben und sich demuthvoll dem bestimmten Willen der Eltern gebeugt hätte! Wenn dann eine unglückselige Ehe die Folge gewesen wäre — vielleicht ihres Rathes! die alte Dame zitterte vor diesem Gedanken, vor der Schwere der Verantwortlichkeit, welche sie hätte treffen können und dankte Gott dafür, daß er in seiner Weisheit es anders gelenkt hatte. Doch weiter flog dann ihr Blick und kam bei ihrer eigenen nächsten Verwandten an. Zum ersten male dachte sie ohne Leidenschaftlichkeit an ihre Schwester und an Ida in Saalburg, zum ersten male tauchte vor ihrer milder gestimmten Seele das Bewußtsein auf, daß doch nicht alle, welche im Leben einmal geirrt hätten, verworfen sein möchten für alle Zeiten — zum ersten male klopfte das Gewissen bei ihr an und fragte mit mahnender Stimme, ob sie nicht vielleicht doch unrecht gethan habe in ihrem harten, leidenschaftlichen Handeln? . . .

Sie blieb sich zwar die Antwort noch darauf schuldig, aber sie vermochte doch auch das früher so bestimmt lautende „Nein“ nicht mehr zu erzwingen. Die Eisesrinde von ihrem Herzen, welche die Worte ihrer Schwester und des Diaconus so künstlich zu nähren verstanden hatten, schmolz allmählich, da dieser beiden Menschen Einfluß gegenwärtig fehlte, dagegen

stieg immer freundlicher und verlockender nicht nur der reizenden Nichte Bild, sondern auch das Bild des von ihr geliebten Mannes vor ihr auf, den, außer Augusten und dem Diaconus, alle, welche ihn kannten, sogar Wernicke das Wort redeten, und der nach seiner Anwesenheit in Zietha ja auch einen entschieden günstigen Eindruck bei ihr selbst hinterlassen hatte. War es nun nicht doch blos ein Vorurtheil, dem sie diesen Eindruck geopfert hatte, dem zufolge sie jetzt einsam hier krank lag, und vielleicht einsam sterben würde, von denen, welche sie erst so sehr geliebt hatte und die sie jetzt sogar vom Erbe ihres irdischen Gutes rachsüchtig ausschloß, unbekümmert und unbeweint? —

Wo blieben denn nun diejenigen, welche sie zu diesem Schritte beredet hatten? Warum erschienen sie nicht bei ihr, nachdem sie ihnen den Willen gethan hatte, und warum fehlten sie nun an ihren Krankenlager, das vielleicht ihr Sterbelager werden sollte? —

Eine tiefe Reaction trat allmählich, unter dem fortgesetzten Nachdenken, bei dem alten Fräulein ein, dem es an gesunden Menschenverstande durchaus nicht fehlte, wenn derselbe auch durch trügerische Vorspiegelungen betrogen werden konnte. Ein unabweisbares Mistrauen gegen die ehrlichen Absichten der Schwester und des Geistlichen, die so eifrig wegen ihres irdischen Gutes besorgt gewesen waren, und die nun, da sie dasselbe nach ihren Wünschen verordnet wußten, sich in auffallender Weise zurückgezogen hatten

und theilnahmleer verhielten, keimte in der Kranken empor.

Immer lichter und freundlicher und immer öfter erschien dagegen Ida's, der liebreizenden Nichte, Gestalt mit dem glücklichen Lächeln und dem warmen Liebesblicke, wie sie die ankommende Tante an ihrem Hochzeitstage mit offenem Entzücken begrüßt hatte....

Und sie sollte die Enterbte werden!...

In immer ernsteres bedenkenreicheres Nachsinnen versank Fräulein Sophie — immer bewölkter wurde ihre Stirn, dichte Schatten verdüsterten die klaren Augen — die Reue trat offen an ihr Krankenlager.

Sie hatte sich schon früher im geheimen nach den Zuständen in Saalburg erkundigen lassen und durch ihren Gewährsmann alle in Saalburg geschehenen Vorfälle in Erfahrung gebracht. Sie vernahm endlich auch von Treuhardt's jäher Erkrankung und von dem Entschluße Berner's, da sich keine andere Aussicht auf Verdienst ihm augenblicklich darbot, seinen Unterhalt mit seiner Hände Arbeit zu verdienen.

Dieser Entschluß des jungen Mannes forderte ihr, mitten in ihren feindseligen Empfindungen, unwillkürlich wieder eine unbedingte Achtung ab, wie sie ihm dieselbe schon bei seinem Kennenlernen hatte zugestehen müssen. Sie dachte in solchen Dingen zu richtig und zu groß, um hier in ihrer Schwester Augusten hämisches Wort mit einstimmen zu können: So weit haben es also Professors mit ihrer Super-

klugheit gebracht, daß die Zierpuppe, der erst nichts gut und gebildet genug sein konnte, eines gewöhnlichen Maschinenbauers Weib geworden ist . . . ."

Mit keiner erniedrigenden Bitte um Unterstützung hatten sich die jungen Leute, nachdem die Tante ihnen zürnend das erst zur Caution versprochene Geld wieder entzogen und dadurch ihre Zukunftshoffnung vorläufig ruinirt hatte, an sie gewendet. Während in Ziethа ihre Schwester und der Geistliche, die ihren Zorn gegen die Verwandten geschickt zu nähren verstanden, denselben benutzten, um sie zu ihren angenehmen Verfügungen über ihr Vermögen zu bestimmen, versuchte man in Saalburg durch thätige Selbsthülfe den durch die Weigerung der Tante entstandnen Schaden, so gut es anging, auszubessern. —

Solches durchdachte und erwog die Kranke in den stillen Stunden ihres Krankenlagers, wenn sie einsam lag und bei ihrer zunehmenden Schwäche nicht einmal mehr zu lesen vermochte. Die Ueberzeugung von dem ihrerseits begangenen Unrecht wuchs allmählich riesengroß vor ihr, je deutlicher sie den Undank ihrer hiesigen Schwester erkannte, und stündlich wartete sie sehnsüchtig auf einen Besuch des Diakonus, um demselben mitzutheilen, daß sie sich mit ihrer Nichte versöhnen und die letztwillige Verfügung zu Ungunsten ihrer Saalburger Verwandten zu deren Vortheile abändern wolle.

Wie gern hätte sie auch die liebe Nichte noch einmal umarmt, wäre sie in ihren Armen gestorben!

Der Arzt, ein alter Bekannter des Fräuleins, erkannte besser, als sie es zu fühlen vermochte, wie kurz gezählt ihre Stunden bereits waren. Obgleich er nicht in die Verhältnisse eingeweiht worden war, welche in der Familie herrschten, bemerkte er doch die auffallende Theilnahmlosigkeit der Frau Wernicke, welche einmal zu seinen Freundinnen gehört hatte, wie auch, daß mit Saalburg eine Verbindung gar nicht zu bestehen schien. Auf eine Frage an die Kranke wegen ihrer Schwester der Professorin, antwortete dieselbe kleinlaut, daß dieselbe wol von ihrer Krankheit gar nichts wissen würde — denn Auguste wäre mit ihr zerfallen . . .

Der kluge Arzt fragte nicht weiter und sprach sich auch nicht gegen die Kranke aus. Aber er schrieb an Treuhardt, dessen Studiengenosse er ebenfalls gewesen war, sofort ein paar Zeilen, in denen er ihm den höchst bedenklichen Zustand seiner Schwägerin für den Fall, daß er nicht von andrer Seite darüber unterrichtet sei, mittheilte.

Vergeblich wartet die alte Dame unterdessen auf Herrn Lehfelds Besuch. Die Sorge, daß ihr der Tod nahen könne, bevor sie ihren neuen Entschluß ausgeführt hätte, wuchs in ihr von Stunde zu Stunde, und so geängstigt fragte sie eines Nachmittags, als sie sich recht sehr schwach fühlte, ihre Wärterin:

„Käthe, warum mag mich nur der Herr Diakonus nicht besuchen? Was ist denn geschehen, daß er mich in meinen schweren Stunden durch sein Ausbleiben strafen will?"

„Ich kann es nicht wissen, Fräulein," antwortete die alte Käthe in ihrer derben Weise, „fragen Sie doch Ihre Schwester darum, die steht sich ja gut mit dem Diakonus. Mag sie ihn darum fragen, wenn sie es nicht bereits weiß."

„Auguste — die Wernicke?" fragte die Kranke mit matter Stimme, „ach Käthe, die kann mir vom Herrn Diakonus nichts berichten. Sie mochte niemals viel von ihm hören."

„O doch, doch, Fräulein, in letzterer Zeit hat sich das geändert. Ich weiß es von Wernickes Mädchen, die so lange im Hause ist und so etwas noch nicht erlebt zu haben versichert. Der Diakonus hat Ihre Schwester mehrmals besucht — und sie ist auch selbst bei ihm gewesen. Da haben sie vieles und lange miteinander geredet, und an dem Tage, wo der Notar und die Schreiber herkamen und ich dem Diakonus dazu einladen mußte, da hatte ihn Wernickes Mädchen auch schon zu um drei Uhr und den Zeitungsschreiber zu um fünf Uhr hierher bestellen müssen." —

Die Kranke war bei dieser Mittheilung erschrocken in die Höhe gefahren. Mit großen Augen starrte

sie die Sprecherin an und rief ihr aufgeregt, mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kräfte zu:

„Käthe! was redest Du da? Käthe, ist das Wahrheit — überlege jede Silbe, ehe Du sie bestätigst!“ —

„Dabei gilt's nichts zu überlegen. Wie ich gesagt habe, so ist es auch. Als ich an jenem Tage bei Lehfelds die Bestellung an das Mädchen ausrichtete, sagte mir diese: na, noch einmal, das ist ja schon bestellt und vom Herrn Diakonus zugesagt worden. Wer hat es denn schon bestellt? frage ich verwundert wieder. Nun die Köchin von Wernickes, war die Antwort. Daß Ihr Euch und andere doch allemal doppelt Arbeit machen müßt! Als ich später Wernickes Köchin nach der Geschichte fragte, so bestätigte mir dieselbe, daß sie im Auftrage ihrer Frau, sowol den Diakonus, als auch den Doctor Freiberg habe in des Fräuleins Wohnung bestellen müssen.“ —

Die Kranke sank von dieser Mittheilung wie vernichtet in ihre Kissen zurück und athmete schwer. Also ein Complot bestand zwischen ihrer Schwester und dem Geistlichen! Eine heimliche Verbindung, die man ihr mit Sorgfalt verborgen hatte! Gleich einen Blitzstrahl fuhr der Gedanke zündend in ihre Seele, daß dieses Complot nur errichtet sein könne, um sie zu dem Testamente zu überreden, wie sie dasselbe nun in seltener Uebereinstimmung mit dem Geistlichen und der Schwester hatte anfertigen lassen.

Und Freiberg auch! Der Schlag gegen Adelheid und den Kindergarten war also auch ein gemeinschaftlich verabredeter gewesen, und auch sie hatte demselben in blinder Leidenschaft ihre Zustimmung ertheilt! —

Furchtbar tagte es vor ihrem Geiste und eine entsetzliche Angst, daß der Ruf des Herrn aus diesem Leben sie erreichen könnte, bevor sie wieder gut gemacht hatte, was sie im Wahne blinder Leidenschaft verbrochen, erfaßte sie.

Mit Anstrengung aller Lebensgeister überwand sie ihre Schwäche. Hatte sie doch bei den Mittheilungen der alten Käthe bereits geglaubt, die Hand des Todes selbst berühre sie mit eisiger Kälte! So furchtbar erstarrenden Eindruck hatten dieselben auf sie ausgeübt.

„Käthe, Käthe," bat sie mit schwacher Stimme, „hilf mir auf, ich muß aufstehen, muß die Gedanken der Bösen und Eigennützigen zunichte machen, auf daß ich ruhig sterben kann."

Käthe blickte die Kranke erschrocken an, deren Augen wie im Fieber glühten, und die sich in einer furchtbaren Aufregung befand.

„Sie sind jetzt zu schwach, Fräulein, erholen Sie Sich — erholen Sie Sich erst wieder."

„Nein, nein, Käthe, sogleich, daß es nicht zu spät wird!" — flüsterte die Kranke und machte Anstrengungen, sich selbst aufzurichten.

„Sie tödten Sich, Fräulein, erholen Sie Sich erst!"

„Mir wird leichter, wenn es geschehen ist. Schnell, schnell, Käthe, mein Ende ist nahe, ich fühle es schon!"

Käthe mußte gehorchen. Mühsam brachte sie die Kranke aus dem Bette, die angstvoll ihrem Secretär zustrebte. Der feste Wille und die innere Angst unterstützte ihre Schwäche. Da stand sie an dem Möbel und öffnete mit zitternder Hand das innerste, mit Eisen ausgeschlagene Fach desselben, in welchem sie ihre Documente aufbewahrte.

Da, dieses voluminöse Schriftstück, welches oben aufliegt, ist ihr letzter Wille. Ihn ergreift die zitternde Hand und das matte Auge prüft das Schriftstück mit Sorgfalt, ob es auch das richtige sei. Dann schließt die Kranke das Fach und den Schrank wieder und wankt mit fast zusammenbrechenden Füßen an den Tisch.

„Käthe, zünde das Licht an!" befiehlt sie der Wärterin.

Diese gehorcht. Das Licht steht brennend vor der Kranken, die jetzt mehr als jemals den Eindruck einer Sterbenden macht.

Fräulein Sophie faltete die Bogen ihres Testamentes auseinander und hält den ersten derselben in die Flamme des Lichtes. Da flackert es auf, hell und gierig emporzuckend — aber nur einen Augenblick lang und ein Häufchen Asche bleibt der Ueberrest. Der zweite Bogen folgt dem ersten im nächsten Augenblick.

Die Kranke hebt den dritten und letzten zur Flamme des Lichtes — da läutete die Hausthürglocke — gierig leckt die Flamme empor und entzündet das Lack des großen Amtssiegels, daß es in hellen Tropfen auf die Tischplatte fließt — die Stubenthür fliegt auf und die Professorin Treuhardt tritt herein.

Die verkohlte Asche sinkt aus der Hand der Sterbenden, die von der Anstrengung, Aufregung und dem unerwarteten Anblick der Schwester zugleich erschöpft, der alles dieses nicht begreifenden Käthe kraftlos in die Arme sinkt.

Die Professorin springt ebenfalls hinzu und so, mit vereinter Kraft, bringen sie die Kranke in ihr Bett zurück.

In abgebrochenen Silben flüsterte dieselbe:

„Schwester, Du kommst, verzeihst mir, das ist schön von Dir! dort, dort, — auf dem Tisch, — das Testament, ist verbrannt — Ida wird nicht enterbt." —

Sie schloß die Augen und schien vor Ermattung einzuschlummern.

„Was ist hier geschehen?" fragte die Professorin leise die Wärterin. Meiner Schwester Zustand scheint im höchsten Grade bedenklich zu sein. „War der Arzt nicht da? Was that die schwache Kranke außerhalb des Bettes?"

„Sie verlangte es so, Frau Professorin, und hat

dort auf dem Tische ihr Testament verbrannt — weshalb weiß ich nicht."

Wieder läutete die Hausthürglocke. — Gleich einer Furie stürmte Frau Wernicke herein ließ ihre Augen blitzschnell durch das Zimmer schweifen. Die brennende Kerze und die gelockte Papierasche auf dem Tische entgingen ihrer Aufmerksamkeit nicht.

„Was macht Sophie? — ach, Du Schwester, bist auch hier?" bemerkte sie eilig, und auf die Asche deutend! „was ist hier geschehen?" —

Niemand antwortete ihr um die Kranke nicht zu stören; die Professorin deutete blos mit einer stummen Handbewegung auf dieselbe hin.

Frau Wernicke hatte von ihrem Zimmer aus die Professorin vorübergehen sehen, ohne von dieser bemerkt zu werden. Sie ahnte den Zweck der Ankunft derselben mit schnell erwachtem Mistrauen und folgte ihr sogleich in Sophiens Haus, um durch rechtzeitige Dazwischenkunft Unheil zu verhüten.

Sollte sie doch schon zu spät gekommen sein? —

Fräulein Sophie schlug die Augen noch einmal auf. Sie erschienen bereits halb wie gebrochen, ihre Athemzüge wurden schneller und kürzer. Die Sterbende erkannte die Schwestern, und blickte die Wernicke groß und vorwurfsvoll an. Noch einmal flüsterte sie in abgebrochnen Silben!

„Auguste, ich weiß alles, — wie Du mich be-

trogst, mit Lehfeld — das Testament — ist verbrannt — ich sterbe versöhnt. — Verzeihe auch Du Helenen. ..."

Noch einige schnelle, schwere Athemzüge, ein kurzes Röcheln und der schwache Lebensfunke war ausgelöscht. —

Mit sehr verschiedenen Empfindungen standen die beiden zurückbleibenden Schwestern neben der Leiche der dritten, ältesten Schwester, die Gott zuerst auch wieder von hinnen gerufen hatte.

VIII.

Der Sieg des Geistes.

Frau Professor Treuhardt erhielt von ihrer Tochter täglich in einem Briefe befriedigende Nachricht über die fortschreitende Besserung in dem Befinden des Professors, der sich zwar anfänglich sehr langsam von seinem Schlaganfalle erholt hatte, jetzt aber doch schneller die verlornen Kräfte wieder gewaun. Sie selbst mußte dagegen das erfolgte Ableben ihrer Schwester an ihre Familie berichten und blieb, da die Nachrichten von zu Hause beruhigend lauteten, so lange in Zietha, bis das Begräbniß vorüber war und die nothwendigsten Regulirungen nach demselben stattgefunden hatten.

Die Behörde hatte sich, auf Wernicke's Anzeige vom Ableben seiner Schwägerin die Einmischung in die Erbschaftsangelegenheiten nicht nehmen lassen, sondern hatte ihre Siegel an den Schreibsecretär und sonstige auf Werthinhalt schließen

lassende Möbelstücke in der Wohnung der Verstorbenen gelegt.

Am Tage nach dem Begräbniß wurden diese Siegel wieder abgenommen. Trotz der noch vor ihrem Tode an die Schwestern und die Wärterin gethanen Aeußerungen mußte eine genaue Nachforschung nach einem Testamente vorgenommen werden, aber da ein solches nicht aufgefunden werden konnte, so wurde die Erbschaftsregulirung nach den herrschenden Gesetzen in Aussicht gebracht.

Nach denselben wurden die beiden Schwestern der Verstorbenen als die natürlichen Erbinnen zu gleichen Theilen bedacht.

Die Regulirung selbst konnte bei dieser einfachen Sachlage keine lange Zeit in Anspruch nehmen.

Frau Treuhardt reiste, ohne mit ihrer Schwester Auguste, die hartnäckig und wie es schien, nach ihrem mislungenen Enterbungsplan, nun gerade erst recht, den bittern Groll forthegte, zu einer Versöhnung gelangt zu sein, nach Saalburg zurück, nachdem die Sachlage sich soweit gestaltet hatte um keine Wirren mehr befürchten zu lassen. Sie durfte mit der Ueberzeugung heimkehren, daß ihr Erbschaftsantheil ein bedeutend größerer werden würde, als sie selbst im günstigsten Falle gehofft hatte. Fräulein Sophie hatte über ihre Vermögensverhältnisse niemals gesprochen, und erst nach ihrem Tode zeigte es sich, wie bedeutend das elterliche Erbe in der sparsamen Hand

der alten Jungfrau angewachsen war. So sehr der Tod dieser Schwester die Professorin betrübte, mit welcher sie, außer der letzten Angelegenheit, über Ida's Heirath, stets im besten geschwisterlichen Einvernehmen gestanden hatte, so konnte sie sich doch auch der Freude nicht ganz verschließen, gleichsam als eine aus dem Bann der Sorgen erlösende Fee in das heimische Haus und in den Familienkreis zurückzukehren.

Von der alten Käthe, von welcher Frau Wernicke ihres Hochmuths wegen immer gehaßt worden war, erfuhr die Professorin so manche Andeutung, die, mit den Aeußerungeu ihrer sterbenden Schwester zusammengehalten, sie den frühern Plan derselben, sie enterben zu lassen, ahnen ließen. Nur der Umwandlung der Sinnesart der Verstorbenen, welche dieselbe auf ihrem Sterbebette befiel, als die Verbündeten, ihres Sieges sicher, sie unbeachtet und allein ließen, dankte die Professorin das noch im letzten, äußersten Momente erfolgte Scheitern des Planes treuer Schwesterliebe. Brannte doch sogar das Licht noch und die Asche war noch nicht erkaltet, zu welcher das die Professorin ausschließende Testament, durch die von Neue Bewegte vernichtet worden war, als Fräulein Köhler schon die Augen zum Tode schloß! —

Frau Treuhardt brachte außerdem vor ihrer Abreise in Erfahrung, daß Lehfeld über den ihm wiederfahrenen Streich in größter Bestürzung sei.

In dem ersten Schrecken hatte er verrathen, daß nicht nur die milden Stiftungen, sondern auch er selbst mit Legaten bedacht gewesen wären. Er hatte die Krankheit seiner frommen Freundin nicht für bedenklich gehalten nnd sie deshalb außer Acht gelassen, weil gerade ein neuer geistlicher Fang für ihn in Aussicht stand, zu dessen frommer Erreichung er seine Zeit ausschließlich benützen mußte. Nun war ihm, ehe er dort etwas erreicht hatte, hier das schon sicher Gehaltene wieder aus den Händen geschlüpft, ohne daß er sich nur beklagen durfte. —

Mit demselben Morgenzuge, welchen an Ida's Hochzeitstage Fräulein Sophie verpaßt hatte, langte die Frau Professorin wieder in Saalburg an. Sie brachte zu der schon gemeldeten Trauerkunde die tröstende Nachricht, daß die zu erwartende Erbschaft allen ihren Sorgen ein Ende machen und ihnen die Hoffnung auf eine angenehmere Zukunft eröffnen würde.

Bald nach der Ankunft seiner Frau fuhr vor dem Hause der Wagen vor, im welchem der Professor auf ärztliche Anordnung täglich eine Spazierfahrt in das Freie machen mußte.

Der Wagen mußte heute etwas warten, weil der Professor erst die Erzählung seiner Frau zu Ende hören wollte. Dann aber erklärte er, daß er seinen Spatzierweg heute nach der Maschienenbauerei lenken wolle, in welcher Berner arbeitete, um diesem das

Geschehene mitzutheilen und ihn, da der Mittag doch nahe sei, sogleich im Wagen mit nach Hause zu bringen.

Aber in demselben Augenblicke, als Treuhardt seiner Frau Adieu sagte und sie scherzend bat, sich während seiner kurzen Abwesenheit wieder in der Heimat einzurichten, rollte noch ein anderer Wagen vor das Haus.

Die Hausthür wurde schnell geöffnet — ein eiliger Männerschritt durchflog den Flur, ein Pochen und Herein! und in der geöffneten Stubenthür erschien der Bankier Herr Joseph Marcus.

Der jüdische Geschäftsmann konnte, trotz aller Mühe ruhig zu erscheinen, eine Alteration nicht verbergen, die sich, als er zu Treuhardts in das Zimmer trat und die Blicke der Familie mit Verwunderung auf sich gerichtet sah, noch mit einer gewissen Verlegenheit mischte. Der Bankier hatte sich seit jenem kühlen Geschäftsbriefe, in welchem er Berner's Dienste für das von ihm vertretene industrielle Unternehmen ablehnte, nicht wieder um die Familie Treuhardt gekümmert und selbst in dieser letzten, schweren Zeit der Krankheit des allgemein geachteten Gelehrten, in welcher alle sonstigen Bekannten des Hauses ihre Theilnahme bewiesen hatten, kein Lebenszeichen von sich gegeben.

Der Professor erwiderte daher die Begrüßung des Herrn Marcus kühl, mit gemessener Höflichkeit,

ohne durch eine Bewegung die Rechte alter Bekanntschaft zu verrathen oder zu gestatten. —

Er bot dem Bankier einen Stuhl an und fragte nach seinen Wünschen.

„Haben Sie noch nicht gehört, Herr Professor, von dem Unglück, das uns ist passirt in der Fabrik?" fragte Herr Marcus Athem schöpfend.

„Ein Unglück in unserer Stadt?" rief der Professor erschrocken, „nein, ich habe noch nichts davon vernommen. Es sind doch keine Menschenleben dabei zu Grunde gegangen? —"

„Mein Herr Professor, ist es doch nicht gewesen ein Unglück mit einer Explosion. Doch wenn Sie wissen noch gar nichts von der Geschichte, so muß ich Ihnen sie erzählen von Anfang an. Haben wir schon bemerkt seit ein paar Wochen, daß die neuen Maschinen nicht mehr arbeiten so exact, wie von Anfang an und hatten die gewonnenen Fabrikate so viele Mängel daß wir haben gefertigt in der letzten Zeit blos noch Ausschuß. Konnten wir das alle nicht begreifen, da die Maschinen anfänglich hatten gut gearbeitet und auch schon ihr Herr Schwiegersohn gesagt, daß sie seien gut, der doch etwas versteht von der Sache, Sind wir gegangen zum Betriebsdirector und haben nachgefragt, und der kluge Franzose hat uns mit vielen Worten und seiner ganzen Liebenswürdigkeit auseinandergesetzt, daß noch nicht alles wäre in gegehöriger Einrichtung, und daß beim ersten Arbeiten

der Maschinen sich durch Druck und Schwere manches aus seiner Lage verschoben habe, das wieder zurechtgerichtet werden müsse. Mit fester Zuversicht hat er uns versprochen, daß es sollte besser werden in wenig Tagen. Die wenigen Tage sind um und heute Morgen ist der Betriebsdirector nicht gekommen in die Fabrik. Er ist abgereist gestern Abend mit dem letzten Eisenbahnzuge.

„Ah," sagte der Professor gedehnt, „das also ist Ihr Unglück — nun das ist ja weniger gefährlich als ich zuerst befürchtete."

„Ja, es kann dann wieder gut gemacht werden in kurzer Zeit, wenn Herr Berner erfüllt meine Bitte und übernimmt den Posten als Director. Ist er doch so jetzt in einer Stellung, die nicht würdig ist seiner Verdienste und seiner Kenntnisse!"

„Sie haben dieselben ja vorher verschmäht Herr Marcus," sagte der Professor kühl, „und ich bezweifle, daß Berner jetzt auf die Stellung reflectirt. Wir könnten heute die Caution, um welcher es sich damals handelte, bequem erlegen; aber ich zweifle daran, daß mein Schwiegersohn das jetzt wird wollen."

„Wünschen wir doch keine Caution von einem Manne, den wir kennen als tüchtigen und als Ehrenmann! Thoren sind wir gewesen, daß wir haben darauf bestanden zu Anfang und haben uns lassen ruiniren die Maschinen von dem Franzosen, der nichts davon hat verstanden."

„Also auch das noch?“ fragte der Professor mit leisem Hohne.

„Wie wir haben eingesehen, daß er war entflohen, haben wir nachgefragt in der Fabrik, was sei geschehen. Da haben wir erfahren grausige Dinge. Nichts, gar nichts hat der Mensch verstanden und alle Maschinen sind in Unordnung gerathen. Die Arbeiter und Werkmeister haben wol gesehen, was geschieht, aber sie haben nicht gefaßt, den Muth aufzutreten gegen den Director, der sie könnte bringen aus dem Brote.“

„Das ist ja eine äußerst kritische Geschichte, Herr Marcus,“ sagte Treuhardt, innerlich nicht ohne eine Spur von Schadenfreude, daß der Eigennutz hier so hart bestraft würde.

„Kritisch nennt sie der Herr Professor!“ schrie Marcus, „kritisch, nein fürchterlich, zum Verzweifeln ist sie! da steht das Etablissement, in den seit zwei Wochen nur noch Ausschuß-Fabrikate geliefert worden sind, da liegen die Bestellungen, welche accordmäßig gefertigt werden müssen, wenn wir nicht noch Buße bezahlen sollen obenein — und die Fabrik steht und die Maschinen sind in Unordnung.“

„Das ist freilich eine traurige Erfahrung für Sie, Herr Marcus, aber keine ganz ungerechte. Um eines kleinen Vortheils willen verstießen Sie den bewährten Mann, um einen unbekannten Windbeutel zu gewinnen. Berner hatte Ihnen doch bereits bei

der Aufstellung der Maschinen bewiesen, was er verstand."

„Das ist es ja eben, daß wir sind gewesen Thoren, Esel, infame! Aber eben weil Herr Berner schon kennt die ganze Einrichtung wird er am ehesten können repariren den Schaden. Und er muß die Stellung übernehmen, er darf mir nicht sein böse! Wir wollen gern zeigen, daß wir zu schätzen wissen seine Kraft, seine Kenntnisse und nicht feilschen um die Bedingungen, wie er sie ausstellen wird. Aber annehmen muß er die Stellung, ich lasse ihn nicht aus, bis ich ihn habe versöhnt, wenn er ist auf uns bös."

„Herr Marcus," sagte der Professor, „ich kann in meines Schwiegersohnes Namen nichts ab- und nichts zusagen; aber ich befand mich eben im Begriff, in die Maschinenbauerei zu fahren, um ihm mitzutheilen, daß meine Frau eine beträchtliche Erbschaft von 20—25 Tausend Thalern gemacht hat . . ."

„Gratulire, gratulire!" schaltete der Bankier verbindlich ein.

„Wollen Sie mich zu ihm begleiten, so können Sie die Angelegenheit sogleich mit ihm selbst besprochen?"

Herr Marcus war sofort dazu bereit, denn ihm schien jede versäumte Minute auf den Nägeln zu brennen.

Die beiden Männer fuhren in die Anstalt, in welcher Berner arbeitete. Im blauen Kittel und mit geschwärzten Händen fanden sie den jungen

Mann, welcher über den unerwarteten und ihm zugleich etwas unerklärlichen Besuch in Erstaunen gerieth. Herr Marcus warf einen verstohlenen Blick auf diese rauhen Hände. Wie zart und weiß waren dieselben noch vor wenigen Wochen gewesen!

„Du bist erstaunt uns hier zu sehen, Rudolf. Ich wollte erst allein kommen, um Dich abzuholen und Dir mitzutheilen, daß wir von der Tante in Zietha ein hübsches Capital von 20—25 Tausend erben werden. Meine Frau ist heute Vormittag mit dieser Nachricht angekommen. Als ich eben wegfahren wollte, erschien Herr Marcus bei mir, der Dich nun doch noch als Betriebsdirector zu engagiren wünscht, weil der französische Windbeutel durchgebrannt ist und nichts weiter, als Unordnung in den Maschinen zurückgelassen hat. Doch Herr Marcus mag Dir seine Wünsche selbst mittheilen, ich besehe mir unterdeß dieses Etablissement ein wenig.“ —

Der Professor schritt langsam, prüfend durch die weiten Räume, in denen es von halb- und bald vollendeten Arbeiten mancherlei zu sehen gab. Dabei gewährten dieselben manchen Blick in ihren innern Organismus, den man in das vollendete und geschlossene Werk selten thun kann.

Ueberall, wohin der Professor kam, wurde ihm höchst achtungsvoll begegnet. Viele Arbeiter kannten den Gelehrten, der sich ihrer Sache und ihrer Rechte immer mit Lebhaftigkeit angenommen hatte und von

dem es bekannt war, daß er als Mann des Volkes sich auch in den schweren Stunden der Prüfung bewiesen und bewährt hatte. Jede Frage wurde ihm auf das bereitwilligste beantwortet, und so verging ihm schnell ein Viertelstündchen, bis Herr Marcus plötzlich athemlos durch die Räume und auf ihn zugerannt kam. Sein strahlendes Gesicht verkündete bereits von weitem, was seiner Zunge jetzt dem Professor schleunigst mitzutheilen sich bemühte.

„Es ist abgemacht, fertig, alles fertig, verehrter Herr Professor, mit Wort und Handschlag besiegelt. Herr Berner ist unser Fabrikdirector. Heute noch will er die Maschinen prüfen und sofort anordnen, was muß werden reparirt. Gott sei gedankt, so werden wir bald kommen aus der Tinte und es soll der Schaden des Herrn Schwiegersohnes nicht sein, daß er uns hat geholfen in der Noth. Doch kommen Sie, Herr Professor, Herr Berner wollte sich nur machen bereit, um mit zu fahren in Ihr Haus. Heute Nachmittag wird er der Unserige."

Sie gingen dem Vorgemache zu. Berner kam ihnen bereits entgegen. Vor der Fabrik trennten sie sich. Herr Marcus stieg in seine wartende Equipage und der Professor mit Berner in die Droschke des Professors.

„Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen, Herr Professor, Herr Betriebsdirector!" rief der Geldmann

mit seinem süßesten Lächeln, als seine Pferde anzogen. Schnell flog seine Equipage davon, der Stadt zu.

Die Droschke mit dem Professor und seinem Schwiegersohne folgte langsamer auf demselben Wege.

„Es ist doch ein erbärmliches Geschlecht, das dieser Geldjuden," sagte der Professor nach einer Weile. „Wie kriechend freundlich dieser Marcus heute war, wo er Dich nöthig hat! Welcher Unterschied in seinen verbindlichen Reden gegen den Ton jenes kühlen ablehnenden Briefes. Ich kann denselben noch immer nicht vergessen und glaubte gar nicht, daß Du Dich entschließen könntest, jetzt sein Anerbieten anzunehmen.

„Warum nicht, Papa?" erwiderte Berner. „Solche Strafe für diese Leute wäre mir kein Nutzen geworden und sie hätten die Natur derselben weder verstanden noch sie anders gefühlt, als in dem ihnen entstehenden pecuniären Nachtheile. Sie hatten jedoch bald einen andern Mann gefunden, der die Stelle bekleiden konnte! Diesem Geschäftsmanne gegenüber zeigte ich keine Empfindlichkeit, sondern nur Geschäftssinn. Ich forderte ohne Cautionsstellung 300 Thaler Gehalt mehr, als er mir früher zugesichert hatte, und er ging darauf ein. So wählte ich für Herrn Marcus eine Strafe, die ihn schmerzt und die mir Vortheil bringt. An seinem Gelde feierte ich den Sieg des Geistes."

Der Professor lachte und sagte:

„Praktisch werde ich in diesem Leben nicht mehr, das sehe ich wol ein, ich hätte die Sache jedenfalls anders, aber weniger klug gemacht und den reichen Juden mit einer langen Nase fortgeschickt."

„Die besitzt er von Natur schon," rief Berner lachend, „und das würde ihn also wenig genirt haben, wenn er nur bald möglichst einen andern Mann fand, daß sie mich schließlich, nun der Franzose alles verpfuscht hat, als Helfer in der Noth haben mußten, bleibt doch immer in der Welt mein Triumph. Und dann 300 Thaler mehr sind auch nicht zu verachten."

„Das ist wahr, Du beziehst nun ein schönes Gehalt. Die Stellung ist nicht zu verachten."

„Und weißt Du, Papa, wozu ich vorläufig die dreihundert Thaler bestimmte, welche ich von Herrn Marcus mehr forderte?"

„Wie soll ich das wissen, mein Sohn, zu einem Schmuck für Deine Frau vielleicht, oder zu einer Vergnügungsreise."

„Nichts davon, Papa," rief Rudolf lachend, „dieses mal ist gar nichts Egoistisches dabei. An Arno dachte ich und daß er sein Studium vollenden müsse. Ihm sollen, solange er sie bedarf die dreihundert Thaler, welche ich heute profitirte, zur Verfügung stehen."

„Bravo, Berner! da handelst Du mir aus der

Seele. Hättest Du es nicht gethan, so würde es jetzt meine Sache sein ich hätte es für eine meinem alten Studienfreunde schuldige Pflicht gehalten, weil ich sie jetzt erfüllen kann. Doch Du bist Arno's Freund, hast also bei ihm das Vorrecht; aber ich werde unterdessen für seine Mutter und Geschwister Sorge tragen."

So miteinander und in sich selbst zufrieden kamen die beiden Männer zu Hause an, wo herzliche Liebe und stilles Glück sie begrüßten. Die sanfte Trauer um die Verstorbene wurde durch den Ausdruck innern Glückes, welches die Lebenden nach düstern Sturm und Regentagen wieder mit einem Sonnenlächeln grüßte und umfaßte, gemildert und verklärt.

„Wenn die gute Sophie auf uns niederschauen kann," sagte die Professorin voll tiefer Rührung, „so wird sie uns segnen und freudig lächeln, daß sie in so glückliche Herzen blickt, die liebend und dankbar ihrer gedenken."

„Ja," sagte der Professor, „aber auch ohne ihr Erbe wäre jetzt eingetroffen, was gekommen ist. Vor dem Gelde hat sich der Geist bewährt, und Berner's vom Bewußtsein seines innern Werthes dictirtes Losungswort: Durch! hat ihn nicht zu Schanden werden lassen. Nicht dem Gelde der Tante, sondern sich selbst und seinen Kenntnissen verdankt er seinen Sieg. Das ist ein Triumph, welcher mich doppelt

stolz macht. Nicht das Geld, sondern der Geist ist bei ihm das siegende Mittel zum Zwecke geworden — als freundliche Beigabe jedoch soll das, was uns die Tante uns gütigst hinterließ, vom Herzen willkommen sein."

Sie ließen die Gläser aneinander klingen — dann wurde bald die Tafel aufgehoben. Berner hatte Herrn Marcus versprochen, noch an diesem Nachmittag sein neues Amt anzutreten, und er wollte vorher Arno aufsuchen, um diesem das Geschehene mitzutheilen, sowie ihm seine Freundeshülfe zur Vollendung des Studiums herzlich anzubieten.

Er traf Arno bei seiner Mutter, derselbe war soeben vom Stundengeben heimgekommen und las einen Brief von Helenen, der in seiner Abwesenheit eingetroffen war. Mit strahlendem Blicke hielt er dem eintretenden Freunde den Brief von der Geliebten entgegen.

„Du kommst zur guten Stunde, Rudolf," rief er, „ein Brief von Helene! Es geht ihr gut und sie segnet die Stunde, welche sie in einen ehrenvollen und angenehmen Wirkungskreis geführt hat. Sie ist glücklich und schreibt, daß nur die Sorge um uns, die sie nicht alle in freundlichen Verhältnissen verlassen habe, ihrem Herzen Unruhe bereite. Grüße von Frau Adelheid sind beigefügt und sie bittet um Antwort, die hoffentlich freundliche Nachrichten bringen möge . . ."

„Und das soll sie auch,“ sagte Rudolf lebhaft, „denn binnen wenigen Stunden hat sich mancherlei geändert. Du kannst ihr heute noch schreiben, daß unser aller Zukunft eine freundlichere, hoffnungsreiche Wendung genommen hat. Das Schicksal, welches uns hart geprüft hat, scheint jetzt versöhnt zu sein und auf den schmerzlichen Ruinen der Vergangenheit, die wir freilich nicht wieder zum Leben wecken können wollen wir unsere Zukunft bauen, in dem Bewußtsein durch Ausdauer und selbstthätiges Streben, dieselbe verdient zu haben.“

Arno blickte den Freund überrascht — fragend an.

„Ja, mein Freund, es ist Ernst mit meiner Rede, doch höre nur selber was vorgefallen ist!“

Und in fliegender Eile erzählte er dem Freunde alle geschehene Ereignisse, und obgleich Arno im ersten Augenblicke nichts wissen wollte von dem Opfer, welches der Freund ihm zu bringen bereit war, damit er sein Studium zu vollenden und einen seiner Kenntnisse würdigen Beruf auszufüllen im Stande sei, so mußte er den vernünftigen Vorstellungen desselben doch endlich nachgeben. Er mußte diesem die Sorge für sich, wie dem Professor die Sorge für seine Familie überlassen, bis er nach vollendetem Studium dieselbe selbst übernehmen und allmählich die angehäufte Schuld abtragen könne. Anders that es Arno nicht, und Berner gab endlich dieser Stimme

des Ehrgefühls nach, welches zwar augenblicklich fremde Hülfe nicht zurückweisen kann, endlich aber doch auch alles sich selbst und der eignen Kraft verdanken will.

Frau Strahl vergoß Freudenthränen über diese glückliche Wendung des Geschickes. Die verkümmerte Laufbahn des Sohnes, der um ihretwillen geistigen Lohndienst gethan und dem Idealen seiner Zukunft entsagt hatte, war der Wurm gewesen, der mehr als jedes andere herbe Geschick, das sie nach ihres Gatten Tode betroffen, an ihrem Herzen genagt und ihr den Schlaf ihrer Nächte geraubt hatte. Mit Freudenthränen dankte sie dem hochherzigen Freunde, welcher so schön das herrliche Christuswort: liebe Deinen Nächsten als Dich selbst! befolgte, und mit warmem Herzen, im Dienste wahrer Humanität, dabei nicht Opfer zu bringen meinte, sondern nur sich selbst und dem eigenen Empfinden genug that. —

Rudolf mußte endlich eilen, um sein Herrn Marcus gegebens Wort zu erfüllen; Arno aber schrieb noch an demselben Nachmittage einen langen Liebe und Hoffnung athmenden Brief an Helene, in welchem er das Geschehene mittheilte und seinen, wenn auch noch fern liegenden, doch nicht mehr blos nebelhaften entzückenden Aussichten süßen Ausdruck verlieh.

Der Abend vereinigte die Familien Treuhardt,

Werner und Strahl im Hause des Professors. Ueber den Trümmern der Vergangenheit, denen sie stilltrauerndes Angedenken weihten, feierten die Lebenden seit Ida's Hochzeitstage die erste vollkommne glückliche Stunde miteinander; eine Genesungsfeier im echten und vollen Sinne des Wortes.

IX.

Schlußkapitel.

Um noch einen Blick in das spätere Leben unserer Freunde, mit denen wir in den früheren Kapiteln eine ereignißreiche Periode durchwanderten, zu werfen, müssen wir die Leser ersuchen, nach mehr als zwei Jahren zu demselben zurück zu kehren.

Ostern war nahe, und da das Fest in dem genannten Jahre ausnehmend spät fiel, so war der Frühling schon vor ihm gekommen. Die Sonne weckte bereits mit warmen Strahlen die schlummernde Natur, Schneeglöckchen läuteten Auferstehen, und die Veilchen guckten mit dem zarten Blauäuglein zwischen den jungen Gräserspitzen hervor. Die Wiesen und die Wintersaaten der Felder lagen wie smaragdgrüne Teppiche zum nahen Feste ausgebreitet, an den Weiden wiegten sich die Blütenkätzchen in der Frühlingsluft, und die dürren Birkenreiser, die seither als unpoetische Ruthen in die Luft geragt hatten, erwachten

zum Leben und öffneten langsam ihre Augen, aus denen die frischeste, zarteste Frühlingsfarbe schimmerte.

Ein allgemeiner Zug des Erwachens ging durch die ganze Natur und steckte auch die Menschen an, die aufathmeten bei dem milderem Wehen uud bei dem tausend und aber tausend beglückenden Zeichen, daß es zu Ende gehe mit der Herrschaft des Eises, der Pelze, der Steinkohle und des Lampenlichtes.

An einem Tage, kurz vor Ostern war es, als in der Mittagsstunde im Hause des Professors Treuhardt zu Saalburg ein modern gekleideter junger Mann erschien.

Die Professorin, munter, fast kugelrund und in strahlender Gesundheitsfülle, eilte eben mit emsiger Geschäftigkeit durch die Hausflur, nickte dem jungen Manne freundlich zu und rief:

„Treten Sie nur näher, lieber Doctor, Sie treffen meinen Mann und Berner noch im Speisezimmer.“

Der also Angeredete trat in das ihm bezeichnete Gemach. Freudiges Willkommen begrüßte ihn von allen Seiten.

Der Professor legte seine Zeitung aus der Hand und eilte ihm freundlich zu, Berner kam ihm entgegen und drückte ihm herzlich die Hand mit einem: „guten Tag, Arno!“ und Ida, die junge Frau, welche mit einem schlummernden Kinde auf dem Arme

am Fenster saß, streckte ihm ebenfalls die Hand zum Gruße entgegen.

„Ich will Abschied nehmen“ sagte der junge Doctor Arno Strahl, und noch heute Abend abreisen. Meine Collegen Doctor Schmidt und Bernhard zeigten sich in liebenswürdigster Weise bereit, meine Praxis während der paar Tage zu versehen — und länger soll meine Reise nicht dauern.“

„Helene weiß, daß Sie kommen und hält sich zur Abreise bereit?“ fragte die Professorin, welche unterdeß wieder in das Zimmer gekommen war.

„Ja,“ erwiderte Arno, „sie hat mir geschrieben, daß sie zur Abreise bereit sei. So ungern Adelheid sie scheiden sähe, wäre sie ihr doch in jeder Weise gefällig und behülflich, da es nun einmal sein solle. Doch ich muß mich beeilen, denn noch mancherlei Geschäfte erwarten mich vor meiner Abreise — also auf baldiges Wiedersehen!“

„Reisen Sie mit Gott!“ sagte die Professorin „und führen Sie uns Ihre Braut und unsere Nichte recht bald gesund und munter zu!“

In der Familie Treuhardt hatte in den zwei verflossenen Jahren nur Freude und Segen geherrscht. Der Professor war völlig genesen und versah sein Amt, von seinen Zuhörern geliebt und geehrt, in gewohnter Weise. Nicht minder hatte sich Berner das Vertrauen und die Achtung des Herrn Marcus und dessen Associés bei dem Industrie-Unternehmen er-

worben. Unter seiner kundigen Leitung war damals der durch den Franzosen angerichtete Schaden schnell verbessert worden und die nächsten Fabrikate, welche geliefert wurden, gaben Zeugniß von der Tüchtigkeit der Maschinen und des sie dirigirenden Berner zugleich. Die Unternehmer konnten jetzt die accordirten Bestellungen noch rechtzeitig ausführen und es wurden ihnen dadurch weitere Verluste erspart. Seitdem stand Berner bei seinen Chefs in größtem Ansehen, und es war besonders Herr Marcus, der reichste Bankier der Stadt, welcher bei ihm und dem Professor durch ausgesuchte Liebenswürdigkeit die Erinnerung an frühere Differenzen zu verwischen bestrebt war. Das Glück der Frauen knüpfte sich in dieser Familie eng an das der Männer. Ida hatte den glücklichen Gatten mit einem Sohne beschenkt, der die beiden, wenn dieses überhaupt möglich war, durch den gemeinschaftlichen Besitz noch enger miteinander verbunden hatte.

Mit Ziethа und den dortigen Verwandten war jedoch leider eine Anknüpfung nicht geworden, obgleich sie bei Gelegenheit des Tauffestes des kleinen Eduard von den stets versöhnlich gestimmten Treuhardts nochmals und in herzlichster Weise versucht worden war. Es erfolgte gar keine Antwort auf die Einladung: ein Zeichen davon, daß Frau Auguste Wernicke, nach dem Scheitern aller ihrer Pläne, wenigstens den Haß mit strengster Consequenz aufrecht hielt, den Haß gegen

alles, was wider ihren Willen und ihre Schicksalspläne sich entwickelt hatte.

Arno hatte sich mit riesigem Fleiße auf die Vollendung seines Studiums geworfen. Die Verhältnisse, unter welchen er dasselbe wieder aufnahm, ließen ihn keinen Augenblick rasten, denn mit jedem vortheilhaft verlebten Tage wollte und mußte er den hochherzigen Freunden beweisen, daß er ihrer Hochherzigkeit auch würdig sei. Er bestand ein glänzendes Examen und ließ sich nach demselben als Arzt in Saalburg nieder. Das war vor nun einem halben Jahre geschehen, und schon durfte seine Praxis eine glänzende genannt werden. Sein Geschick war in Saalburg nicht unbekannt geblieben, ebenso wenig als das glänzende Examen, welches für seine Kenntnisse Vertrauen erweckte. Dieses, mit etwas Neugier und persönlichem Interesse für einen viel Geprüften vereinigt, führte ihn als Arzt in viele Häuser und Familien, in denen ihn seine edle Ruhe und sein vertrauenerweckendes, einnehmendes Wesen den Kranken gegenüber, als Hausarzt heimisch machten. Seine Mutter und Schwestern, bei denen er wohnte, befanden sich unter solchen Verhältnissen ebenfalls außerordentlich wol. Sie waren gesuchte Stickerinnen und erhielten ihre Arbeiten gut genug bezahlt, daß sie eine angenehme Existenz dabei fanden. Arno's ältere Schwester war seit einigen Wochen die Braut eines jungen Professors geworden — das Brautpaar gedachte gar

nicht zu lange mit der Hochzeit zu warten — und nun fand es Arno doch auch an der Zeit, die im fernen England seiner harrende Braut, welche allerdings während dieser ganzen Zeit nur von Glück und Wolsein zeugende Briefe geschrieben hatte, heimzuholen. —

Nach einer kurzen, von heiterer Witterung begünstigten Reise traf Arno in England und in dem Erziehungs-Institute ein, dem Helene seit mehr als 2 Jahren angehörte.

Solange hatten auch die Liebenden sich nicht mehr gesehen Einen Augenblick stummer, freudiger Ueberraschnng bei dem plötzlichem Wiedersehen der veränderten, aber vortheilhaft veränderten Gestalten, dann lagen sie sich in den Armen und Worte und Küsse bezeugten die unveränderte Gewalt ihrer treuen Liebe.

Lächelnd, halb Freude, halb Wehmuth in den Blicken, sah Frau Adelheid dieses Glück, welches sie der treuen Freundin und Mitarbeiterin berauben sollte.

Auch Helene schied ungern von der bewährten Freundin, die so lange Zeit Freuden und Leiden getreulich mit ihr getragen hatte, wie aus der liebgewordenen, segensreichen Stellung. Sie konnte sich selbst Adelheids Zeugniß bestätigen, daß sie manches Gute in demselben gestiftet hatte — und die thränenvollen Augen ihrer Zöglinge, die sie beim Abschiede

immer wieder umringten und fest umklammerten, bewiesen, wie viele Liebe sie hier zurückließ.

Mit sanfter Wehmuth eilte Helenens Blick über das Glück, das sie verlassen mußte — dann suchten ihre Augen diejenigen des Geliebten — denn ihm, doch nur seinem Rufe folgte sie, hinweg aus den liebgewordenen Verhältnissen.

Noch einen warmen Abschiedskuß auf Adelheid's Lippen, dann stieg sie schnell in den bereitstehenden Wagen. Arno folgte ihr. Wie das Küchlein unter die Fittige der Mutter, so barg sie die bebende Gestalt an seinem Herzen — so wurde ihr der Abschied leichter.

Die Pferde zogen an — noch ein Lebewolrufen, Grüßen, Winken und alles war vorüber. Hochathmend ruhte Helene an des Geliebten Brust und unter einem Kusse flüsterte sie: „Nun bin ich Dein allein, Dein ganz allein!" —

In Treuhardt's Hause wurde Arno's und Helenens Hochzeitsfest begangen, eine frohere, ungetrübtere Hochzeitsfeier, als einstmals die der Ida mit Berner gewesen war.

Es war auch nur eine Familienfeier, der sich einige intime Freunde angeschlossen hatten, aber Heiterkeit und Frohsinn, helles, strahlendes Glück herrschten, wie in der Frühlingsnatur draußen, in dem frühlingstrunkenen Herzen.

Wie selig lächelten die Professorin und die Doc=

torin Strahl, die beiden Mütter, zueinander herüber, wie glücklich grüßte Ida's Auge das der verwandten und befreundeten Braut, wie kräftig drückte Werner des jungen Freundes Hand, der nun auch, wie er nach mannigfachen Prüfungen und Kämpfen, den sichern Port erreicht hatte!

Nur ein Mißton klang in diese reinen und volltönenden Harmonien hinein und trübte den Blick der glücklichen Braut einen Augenblick mit Wehmuth.

Um ihren Herzen genug zu thun und zu den früher vergeblich versuchten Schritten zur Versöhnung mit dem Pflegeeltern auch den letzten zu thun, hatte Helene an Wernickes in kindlich herzlicher Weise geschrieben und sie zur Hochzeitsfeier eingeladen.

Keine Antwort war darauf erfolgt. Niemand kam. Am Hochzeitsmorgen empfand wol jeder das Schmerzliche dieses unversöhnten Zustandes, allein niemand sprach davon, um nicht den andern zu betrüben.

Nach der Trauung, als man beim Hochzeitsmahle saß, wurde ein Packetchen an die Braut abgegeben.

„Von meinem Vater“ rief sie, Wernicke's Hand in der Adresse erkennend, hochentzückt, Freudenthränen in den Augen.

Sie öffnete das Packet mit freudebebenden Händen. Ein kostbarer Schmuck in thränendeutenden

Perlen lag darinnen, aber keine Zeile, kein Wort der Versöhnung dabei. —

Sollten diese Perlen beklagen oder Klagen bedeuten? Wer den alten, recht alt gewordenen Herrn Wernicke, vor dem Blicke seiner tyrannischen Frau zitternd, in seinem Lehnstuhl hätte sitzen sehen, mit mattem Auge wie in weite Fernen schweifend, der würde nicht mehr so gefragt haben. Alle seine Pläne waren gescheitert. Sein Kind, das die Freude seines Alters hatte werden sollen, war fern und fremd; seine Baulust war mit dem Jahren geschwunden, für wen sollte er bauen? Auch seine politische Thätigkeit war beendet. Der lebenslänglich angestellte Bürgermeister hatte durch den Einfluß seiner Stellung gesiegt. Von der Regierung gegen die demokratischen Elemente der Bürgerschaft offen begünstigt, war er nicht nur als Landtagsabgeordneter wiedergewählt worden, sondern hatte auch nicht geruht, bis er Herrn Wernicke und einige andere, ihm unliebsame Bürger bei den neuen Stadtverordnetenwahlen ausgeschlossen und durch „bessere Elemente" ersetzt hatte. In Ziethа blühte die Reaction und der Herr Bürgermeister war endlich auch „Ritter des fürstlichen Hausordens" geworden. —

Herr Wernicke hatte alles verloren, nur seine Frau war ihm geblieben, grilliger und zanksüchtiger als je zuvor. Der arme Mann war in den wenigen Jahren zum Greise geworden und sehnte sich vergeblich nach dem Glücke, sein liebes Kind wiederzusehen,

zu dem ihn jedoch der ungebeugte Haß seiner Frau nicht gelangen ließ. Wie vordem, war er zu schwach, um ihr gegenüber einen eigenen Willen zu besitzen, und Augustens unversöhnlicher Groll ließen Reue und Liebe in dem alten Manne nicht zu ihrem Rechte kommen. Es war eine Heldenthat von ihm, daß er heimlich den Schmuck kaufte und absandte, in welchem er dem verstoßenen Kinde seine thränenvolle Trauer anzudeuten versuchte: dem todten Schmuck ein lebenerweckendes Wort der Versöhnung und Liebe hinzu zu fügen, wagte er jedoch nicht — aus Furcht vor Entdeckung durch seine Frau. —

Frau Wernicke blieb in ihrem Hasse consequent; aber all ihr Groll vermochte das Glück der guten Menschen, welches nicht in äußern und vergänglichen Gütern wurzelte, sondern hell und warm aus ihnen selbst von innen herausstrahlte, nicht zu trüben und zu beeinträchtigen.

Der Genius der Liebe schwebte segnend über ihren Häuptern.

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Roesler, Robert,

Freie Bahn Roman von Julius Mühlfeld

Bd.: 3

Leipzig 1869